Kriegs-Echo

Nr. 90 Wochen-Chronik 10 Pf.
(15 Heller)

20. April 1916 Ullstein & Co

Der Umschwung

Nach dem Fall von Przemysl erreichte die Gefahr den Höhepunkt. Die ganze Stoßkraft des gewaltigen Zarenreichs richtete sich gegen den Wall der Karpathen, deren vielfach gewundene Täler und kulissenartig gestaffelten Kämme für die Verteidigung manchen Vorteil, aber auch die Gefahr von Umgehungen und Flankierungen bringen. Berge, Schneemassen, Stürme, Glatteis, Tauwetter sind keine unüberwindlichen Hindernisse, wenn Artillerie und Maschinengewehre die stürmenden Massen im Rücken befeuern. Der Preis des Siegs, die Gefahr der Niederlage trieben in gleichem Maße zur höchsten Anstrengung. Vor dem Ueberwinder des Gebirges lagen die weiten Ebenen Ungarns, die Täler der

Nach dem Sturm: Eroberte französische Waldstellung

Theiß und der Donau, die Hauptstädte Wien und Budapest. Der sieglosen Armee drohte der Mangel an Kriegsmaterial, jenes Gespenst, das dem vielgerühmten Kriegsminister Suchomlinow die Ruhe der Nächte schon zu einer Zeit raubte, als noch die russischen Batterien mit Geschossen und Geschützen aus dem Vollen zu schöpfen schienen. Alles kam auf den Geist und die Kraft der Männer an, die an der Duklasenke, am Uszokpaß, im Laborczatal, an der Bukowinagrenze Tag und Nacht dem Ansturm standhielten, alle die Monate hindurch von Weihnachten bis Ostern. Was Wunder, daß unsere Feinde, die Oesterreich-Ungarns Wehrmacht noch immer unterschätzten und die nationalen Zersetzungserscheinungen ebenso überschätzten, Tag für Tag die Siegeskunde aus dem Hauptquartier des unüberwindlichen Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch erwarteten.

Und dieser „Durchbruch der Karpathen" sollte nur ein Glied in der großen Kette sein. Zwischen London, Paris und Rom war man handelseinig geworden. Sobald der Schnee am Südfuß der Alpen in donnernden Lawinen niedergegangen war, sollte der große Aufstieg des italienischen Adlers beginnen. Anderthalb Millionen Italiener standen mit gezücktem Dolch bereit, um dem bisher Verbündeten in den Rücken zu fallen und nach ungestörtem Parademarsch durch erlöste Bruderlande in Wien ein Familienfest der siegreichen Häuser Romanow und Savoyen-Njegusch zu veranstalten. Kaum minder sicher war man des Balkans. 600 000 Rumänen, 500 000 Bulgaren, 400 000 Griechen konnten ja gar keinen höheren Wunsch haben, als im Bunde mit den selbstlosen Vorkämpfern für die Freiheit der Welt sich passende Stücke aus den Restbeständen der Donaumonarchie und des Osmanenreiches herauszusuchen. Eine französisch-englische Flotte, wie sie stärker die Welt noch nicht sah, im Verein mit einem mächtigen Landungskorps und einigen Hunderttausend Russen hielten Konstantinopel wie eine Nuß in der Hand. Es erschien als reinstes Entgegenkommen, daß man Bulgaren und Griechen zu der lohnenden Land- und Wasserpartie einlud. Und dann die Kitchenerdivisionen, verstärkt durch ihre weißen und farbigen Brüder aus Asien, Afrika, Amerika und Australien, Joffres kampfglühende Poilus in starker Uebermacht gegen die deutschen Linien stürmend, dazu die amerikanischen Munitionslieferungen und die Wirkungen der Hungerblockade auf die „entmutigten" deutschen Truppen: kurz der Himmel der Entente hing voller Geigen.

Und es war ein sonnigblauer Montag, der erste im wunderschönen Monat Mai. An den werden die Völker zwischen Rhein und Tigris noch in hundert Jahren denken. Kam da plötzlich aus dem Hauptquartier des deutschen Kaisers die Weisung, die Fahnen des Siegs aufzuziehen. Niemand in Berlin ahnte den Grund. So glücklich war das Geheimnis gewahrt worden. Und es dauerte noch Wochen, bis die Welt begriff, was am 2. Mai zwischen Weichsel und Karpathen geschehen war. Von diesem Schlag haben sie sich nicht wieder erholt, die Strategen und Diplomaten des großen Weltverteilungsrings, den die Hoffnung auf Beute schmiedete und die Enttäuschung allen zur Last macht.

Wenn jetzt die deutschen Heere zum wuchtigen Schlag gegen Verdun ausholen können, wenn die Front im Osten unermeßliche Gebiete befreiten Landes der russischen Gewalt entzieht, wenn unsere Verbündeten die Adria und den Balkan beherrschen, wenn Konstantinopel dem Feinde nur noch im Flugzeug erreichbar ist, wenn unsere Schiffe und Eisenbahnen freie Straßen finden von der Ostsee bis Bagdad, so danken wir das den Helden, deren Brust Bresche brach bei Gorlice und Tarnow. Am 2. Mai begann der Umschwung, der ununterbrochene Aufstieg, der zum endgültigen Sieg und zum sicheren Frieden führt.

Die einheitliche Front

Die Stimmung in Frankreich — Die englischen Frachten — Um Verdun — Die russische Hilfe — Sonnino

Das Schlagwort von der „einheitlichen Front", das unsere Gegner für den Gebrauch am heimischen Stammtisch aufgebracht haben, hat durch die deutsche Kriegführung eine Bestätigung erfahren, die freilich den feindlichen Kriegsräten kaum willkommen sein wird. Der feste Griff, mit dem unsere Heeresleitung den Stier bei den in Ausfallstellung vorgestreckten Hörnern von Verdun faßte, beherrscht nach wie vor die Lage auf allen europäischen Kampfplätzen. Die Fanfaren, die zum allgemeinen Sturm blasen sollten, haben einen Sprung bekommen; ihr zitternder Ton scheint um Hilfe zu rufen, um Hilfe für Frankreich. . . .

Die französische Stimmung ist schwankend, bald himmelhoch jauchzend, bald tief gedrückt. Mit Hochdruck arbeitet der amtliche Apparat, um die Hoffnungen und den Haß frisch zu erhalten. Mit wohlberechneter Psychologie schmeichelt England der Eitelkeit der Franzosen, die zu führen glauben, während sie die Angeführten sind. Stolz darauf, in der ersten Reihe des Kampfes gegen die deutsche Hegemonie zu stehen, opfert Frankreich nicht nur seine Gegenwart, sondern auch seine Zukunft. Freilich wächst die Zahl der Mißtrauischen. Senator Humbert, ein Mann von großem Einfluß, spricht für Millionen, wenn er in seinem „Journal" immer wieder Schonung für Frankreich verlangt. Die „Times" spannte darauf ihre bewährten Künste an, um die werdende Klarheit durch einen Nebel von Phrasen zu trüben. Aber Humbert blieb bei seiner Meinung. In seiner Antwort hieß es:

„Frankreich stand seit dem ersten Tag ohne Unterbrechung in der ersten Linie. Die Aufgabe Frankreichs war furchtbar. Es hat sie mit herrlicher Selbstverleugnung angegriffen. Es hat unermüdlich aus den Hilfsquellen seiner beschränkten Bevölkerung geschöpft, und kein anderer der Kriegführenden, selbst Deutschland nicht, ist auf diesem Wege soweit gegangen wie Frankreich, und doch hat Frankreich zuerst die Mobilmachung der Kriegsindustrie organisiert. Es unterstützt mit seinen Finanzen die kleinen Völker, die an seiner Seite kämpfen. Um ohne Unterbrechung die Stärke seiner Armee zu erhalten und zu vermehren, hat es nicht gezögert, immer wieder die für seine wirtschaftliche Betätigung übrig gelassenen Elemente einzuschränken, und es ist bei einem Minimum angelangt, unter das herabzugehen gefährlich wäre. Ist es da nicht gerecht und klug, daß Frankreich daran denkt, seine Reserven an Menschen ein wenig zu schonen in dem Augenblick, wo die militärische Unterstützung der Alliierten in immer ausgedehnterem Maße fühlbar wird? Es liegt im Interesse aller, daß sich Frankreich schont, denn ein gesundes, lebendiges Frankreich ist für den Sieg der Koalition unerläßlich."

Sehr aufklärend wirkt auch die anhaltende Steigerung der Seefrachten, die für Frankreich eine ungeheure Bedeutung hat, weil seine industrielle und landwirtschaftliche Leistungsfähigkeit durch den Verlust der Nordgebiete, durch den Mangel an Arbeitskräften und die Ausdehnung der Kriegsindustrie auf ein Maß herabgedrückt ist, das eine wachsende Abhängigkeit von überseeischen Zufuhren bedingt. Während England nicht müde wird, bis zum letzten Franzosen zu kämpfen, benutzt es die günstige Gelegenheit, auch die wirtschaftlichen Opfer zum großen Teil seinen Bundesgenossen aufzuladen. Großen Eindruck machte der Hinweis des ehemaligen Unterstaatssekretärs der Handelsmarine Maurice Ayan, der im „Petit Parisien" bei Besprechung der Frachtsteigerung erwähnte,

daß es englische Schiffsgesellschaften gebe, die im Laufe des letzten Vierteljahres 1915 derartige Gewinne erzielten, daß sie das ganze Kapital ihrer Unternehmungen abschreiben konnten. Da nun, sagt Ayan, die englische Regierung die Hälfte des Reingewinns dieser Gesellschaften als Kriegssteuer erhebt, so ist es in Wahrheit der französische Verbraucher, der zu einem beträchtlichen Teile den britannischen Staatsschatz anfüllt.

Trotz dieser Erkenntnisse wird Frankreich weiter bluten und zahlen. Das System der Lüge, das am Tage des Kriegsausbruchs aufgerichtet wurde, beherrscht alle Kreise. Heute noch glaubt ganz Frankreich, daß Deutschland den Krieg mutwillig durch sein Ultimatum an Rußland heraufbeschworen habe, denn man hat ihm bis heute die alles entscheidende Mobilmachung Rußlands einfach unterschlagen. Solange die Ueberzeugung besteht, daß Frankreich freventlich angegriffen worden sei, wird England an ihm einen getreuen Vasallen haben. Erst jetzt wieder hat der in Paris tagende Nationalrat der französischen Sozialdemokraten einen Beschluß gefaßt, der jede Gemeinschaft mit deutschen Sozialdemokraten ablehnt, selbst wenn sie, wie die Leute um Haase, ihrem Vaterland die Mittel für die Kriegführung verweigern. . . . Es bleibt dabei, daß nur militärischer Zwang, nur der vollkommene Sieg unserer Waffen zum Frieden führen kann.

Daß unsere Heerführung jede Stunde nützt, diesem Ziel näher zu kommen, wissen und erwarten wir mit berechtigter Zuversicht. Der Kampf bei Verdun, der mit so überlegener Strategie vorbereitet und eingeleitet wurde, wird im Geist einer großzügigen, aber vorsichtigen und unnütze Opfer meidenden Taktik weitergeführt. General v. Blume bemerkte zusamenfassend am 14. April:

Die Kämpfe um Verdun überraschen durch ihre Heftigkeit und ihre lange Dauer um so mehr, als es nach dem bisherigen Verlauf des Krieges fast schon schien, als ob die Festungen ihre frühere Bedeutung für die Kriegführung verloren hätten. Aber die Festung Verdun ist heute für ihre Verteidigung nicht auf die eigene

Kraft beschränkt, sondern sie bildet den festen Kern einer etwa 40 Kilometer langen, im Bogen von Combres über Haudiomont, Damloup, Douaumont, Bachérauville, Béthincourt, Malancourt nach Avocourt laufenden Schlachtlinie, in der die französische Hauptmacht einen zähen Verteidigungskampf gegen starke deutsche Kräfte führt, die, den Absichten der Gegner zuvorkommend, hier zum Angriff geschritten sind. Der Angriff richtet sich daher, nachdem er im ersten Anlauf bis an die angegebene feindliche Hauptstellung und in den unmittelbaren Bereich der Festung gelangt ist, gleichzeitig gegen diese und die sie außerhalb schützende feindliche Armee. Nach Lage der Verhältnisse kann er sein Ziel nur schrittweise erreichen. Er hat, wie im unmittelbaren Festungsbereich, so auch außerhalb desselben, zahlreiche hinter- und nebeneinander liegende, befestigte und reich mit schwerer Artillerie ausgestattete Stellungen des Feindes zu überwinden. Und die Eroberung einer jeden von ihnen bedarf gründlicher, zeitraubender Vorbereitung durch die eigene Artillerie, da andernfalls der Erfolg, so lange die Verteidiger tapferen Widerstand wie bisher leisten, nur mit unverhältnismäßig schweren Opfern erzielt werden könnte. Diesem systematischen Verfahren, das seinem Wesen nach allerdings mehr Aehnlichkeit mit einer förmlichen Festungsbelagerung als mit dem Angriff in einer Feldschlacht hat, verdanken wir, daß unsere tapferen Truppen sich, wenn auch langsam, so doch sicher und mit geringeren Verlusten, als der Feind erleidet, ihrem Ziele nähern. Kein Zweifel, daß sie es erreichen werden. Unsere Truppen und ihre Führer haben Anspruch auf unser Vertrauen und — auf unsere Geduld.

Wie sehr die deutsche Taktik mit allen Möglichkeiten zu rechnen weiß, zeigte der warme Empfang, der den heftigen französischen Gegenstößen am 10., 11., 13., 14., 15. und 17. April bereitet wurde. „In unserem vernichtenden, von beiden Maasufern auf die bereit gestellten Truppen vereinten Feuer" erstarben die Angriffe zum Teil, ehe sie überhaupt zur Entwicklung kamen. Zugleich wurde der Angriff planmäßig und siegreich weitergeführt. Diese Tatsachen hindern den französischen Nachrichtenapparat nicht, immer neue Erfindungen über die deutschen Massenopfer zu verbreiten, mit denen unsere „geringen" Fortschritte allzu teuer erkauft würden. Gleichzeitig verbreitet die Havasagentur, die deutschen Angaben über die Zahl der bei Verdun gemachten Gefangenen seien „phantastisch"; denn die Gesamtzahl der französischen „Vermißten", das heißt, der auf dem Schlachtfeld gebliebenen Toten und Verwundeten, sowie der unverwundeten Gefangenen bleibe weit unter der Ziffer der von Deutschland als gefangen Gemeldeten. Dieser lächerliche Versuch, die deutschen amtlichen Berichte zu bestreiten, wurde von der deutschen Heeresverwaltung mit der Erklärung beantwortet, daß die Namen der seit 21. Februar gefangenen 711 Offiziere und 38 153 Mann in der Gazette des Ardennes veröffentlicht werden, wie das mit den 300000 Gefangenen aus früheren Kämpfen bereits der Fall war.

Die russische „Hilfe" hat sich auch in der dritten Aprilwoche auf örtliche Vorstöße und „Erfolge" auf dem geduldigen Papier beschränkt. Außerdem ist der Zar an die russische Südwestfront gefahren. Das amtliche russische Telegraphenbüro gibt einen Bericht, den wir in getreuer Uebersetzung weitergeben wollen:

Am 11., 12. und 13. April besuchte der Zar die Südwestfront. Am 11. April traf der Zar in Kremenez-Podolsk ein, wo er vom neuen Oberkommandanten dieser Front, General Brussilow, und vom Oberkommando empfangen wurde. Er reiste am folgenden Tage im Automobil ab, um die Truppen zu inspizieren, die auf einem weiten Felde ein ungeheures Viereck bildeten, wo alle Waffengattungen vertreten waren. Auf seinem weißen Pferde ritt der Kaiser langsam die Regimenter ab, die ihren Oberbefehlshaber mit Begeisterung begrüßten. Hierauf defilierten alle Truppen vor dem Zaren; dieser richtete an verschiedene Regimenter das Wort, dankte ihnen für ihren treuen Dienst und sprach die Zuversicht aus, daß sie den hartnäckigen Feind aus dem Lande vertreiben werden. (!) Auf seiner Rückkehr besuchte der Kaiser die Stadt Khotin. Er begab sich dort in das Hospital und teilte Auszeichnungen aus. Am 13. April ließ der Kaiser eine der Infanteriedivisionen, die in dieser Gegend im Kantonnement waren, Revue passieren. Während der Revue erschienen zwei feindliche Flugzeuge, die sich in der Richtung der Division bewegten. Die russische Artillerie eröffnete unverzüglich das Feuer und zwang die Flugzeuge zur Umkehr."

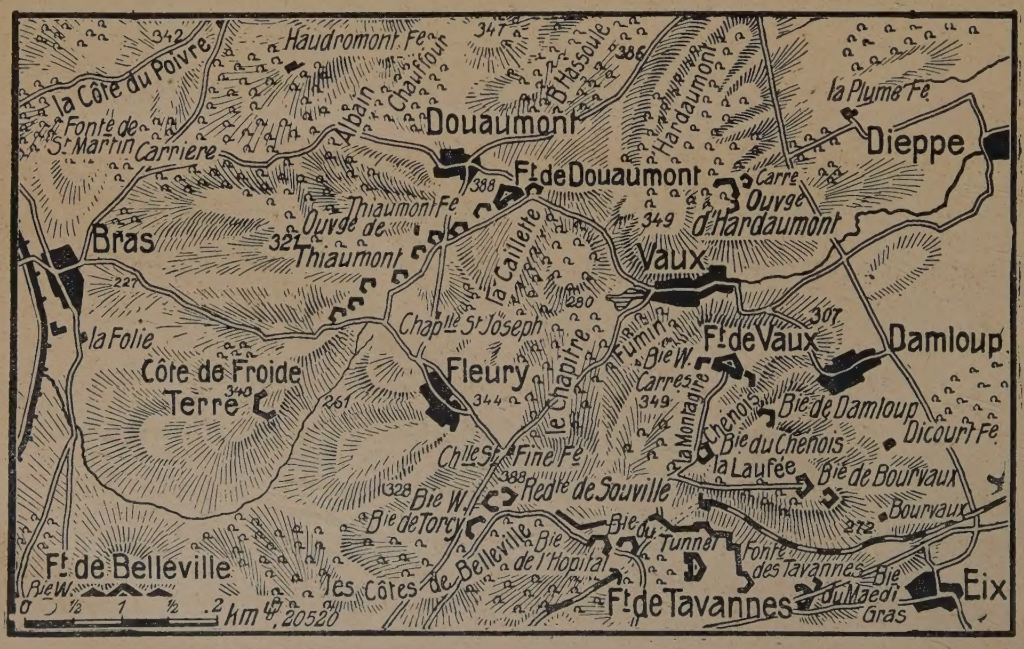
Die Truppen, die der Zar besuchte, um ihnen zu erzählen, was sie in der Zukunft alles leisten werden, haben noch jedes Mal Pech gehabt. Aber die russische Heeresleitung verfügt noch über andere „Anfeuerungsmittel", die unfehlbar wirken. Das zeigt erneut ein Geheimbefehl vom 16. (3.) März an den Kommandeur des 27. russischen Armeekorps, in dem es hieß:

7. Den Truppen ist einzuprägen, daß die Reserven und Artillerie auf sie das Feuer eröffnen werden, falls die Angreifenden versuchen sollten, sich gefangen zu geben.

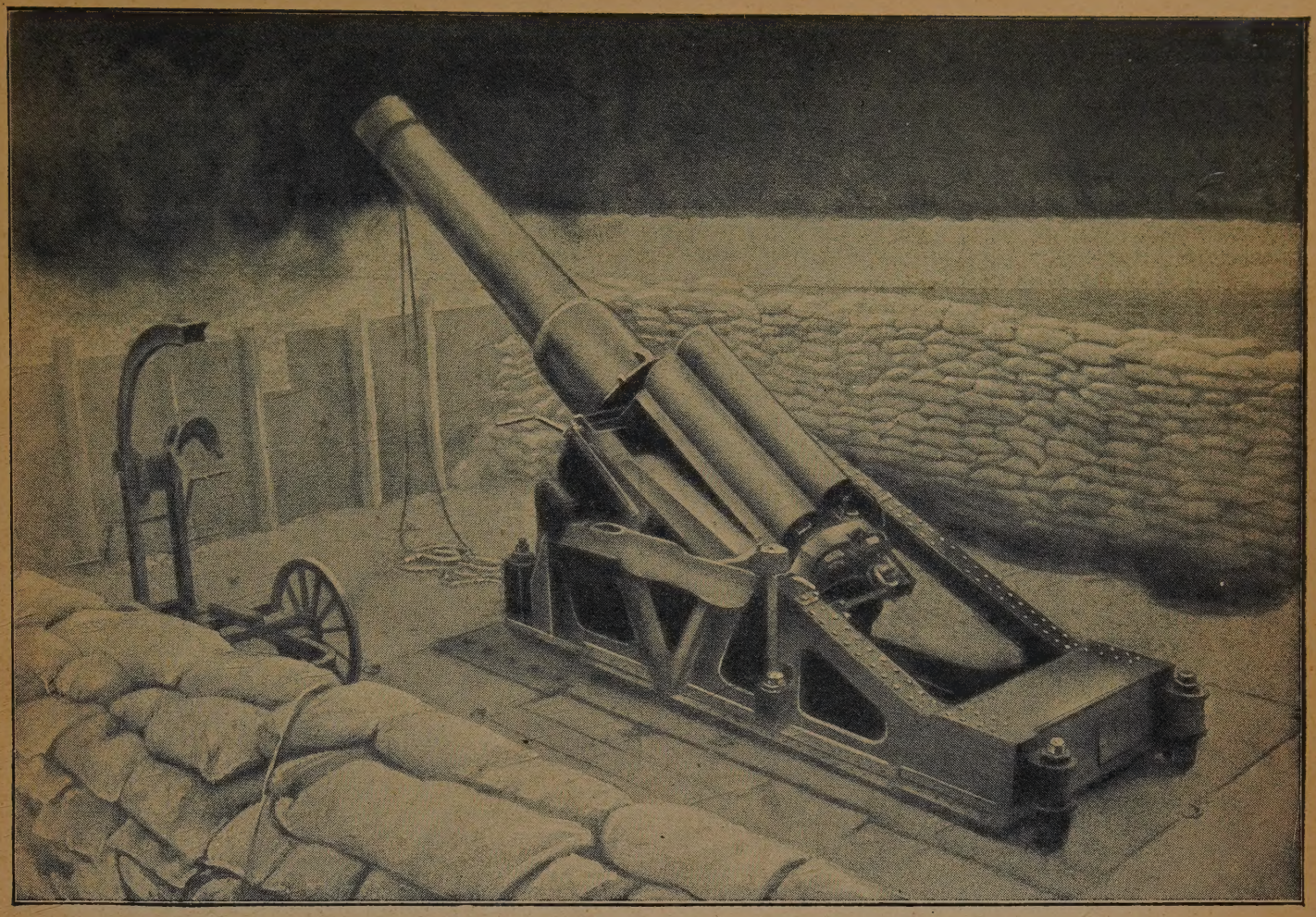
8. Alle an den Fingern Verwundeten und Selbstverstümmelten sind in die Schlacht zurückzuführen.

9. Die Polizei hat sorgfältig auf alle rückwärtigen Wege zu achten, damit kein gesunder Mann durch ihre Posten durchkommt.

Der italienische Kriegsschauplatz zeigte auch weiterhin das Bild eines Kleinkriegs, der an die Tatkraft der kleinsten Truppenverbände hohe Anforderungen stellt. Erst am 17. April begannen Kämpfe größeren Umfangs im Görzischen, am Col di Lana und im Luganatal. Schwere und schwerste Artillerien messen sich im Bereich der Bergriesen und der ewigen Gletscher, im ewigen Eis und an den frühlingsmilden Ufern des Gardasees. Unsere Verbündeten bleiben der Angreifer Meister und wissen jeden Vorteil, jede Blöße des Gegners wahrzunehmen. Die italienischen „Siege" haben eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den englischen. Baron Sidney Sonnino, der Halbengländer, der Italiens Außenpolitik nach dem Abgrund lenkt, hat am 16. April in seiner langerwarteten Kammer mit großem Stolz über die erfolgreichen Rückzüge Italiens berichtet und als Taten der Flotte ihre Transportleistungen angeführt, die es ermöglichten, daß einige 50 000 widerstrebende Serben, die vom Krieg wirklich genug haben, auf der griechischen Insel Korfu



Das Hauptkampfgebiet rechts der Maas



Italienischer 30,5 cm-Mörser — Nach einer italienischen Darstellung

eingesperrt wurden, um den Engländern und Franzosen als Kanonenfutter zu dienen. Während Italien auszog, „das andere Ufer" zu erobern und seine Herrschaft über die Adria, das mare nostro, für alle Zeiten aufzurichten, muß es knirschend und ohnmächtig zusehen, wie Oesterreich-Ungarns siegende Heere und Flotten unter dem Jubel der Bevölkerung die ganze Küste bis in die Nähe der griechischen Grenze in ihre Gewalt bekommen. Der Zusammenbruch kann kaum vollständiger sein.

Die Kammer aber, deren Mehrheit alles Vertrauen verloren hat, sprach dem Ministerium wieder einmal ihr „Vertrauen" aus. Mit 352 gegen 36 Stimmen.

Das Regiment des reaktionären Rußlands

Vielleicht der bedeutsamste Satz in der Rede des deutschen Reichskanzlers vom 5. April bezeichnete es als unmöglich, daß Deutschland freiwillig je die von ihm und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der Baltischen See und den Wolhynischen Sümpfen wieder dem Regiment des reaktionären Rußlands ausliefern werde. Es mußte auffallen, daß der englische Ministerpräsident in seiner Antwortrede, abgesehen von ein paar unfreundlichen Worten über die preußische Polenpolitik, keine Einwendungen gegen diese Ankündigung machte. Dieses Schweigen war recht beredt. Der Zar darf sein Heer und Volk für England bluten lassen, so weit reicht die Gemeinsamkeit; seine Sorgen aber muß Rußland allein tragen.

Nicht die geringste davon ist die Geldnot. Es ist so weit gekommen, daß in der Duma Stimmen laut wurden, die auf die Blutopfer hinwiesen und von den Bundesgenossen als Ausgleich statt teurer Anleihen direkte finanzielle Unterstützung verlangten. Andere meinten, das wäre einer Großmacht nicht würdig. In der Sache kommt es aufs gleiche hinaus, denn niemand, der die Lage der russischen Finanzen vor dem Krieg und während des Krieges verfolgt hat, kann daran zweifeln, daß mit dem Tag des Friedensschlusses der russische Staatsbankerott in irgendeiner Form erfolgen muß.

Die krisenhaften Zustände im Zarenreich spiegeln sich in dem großen Verbrauch an Ministern und Heerführern. Sachlich am bedeutsamsten war die Absetzung des Kriegsministers Poliwanow, die gerade zu der Zeit erfolgte, als man in Paris über die Einigkeit und Einheit aller Fronten sprach. Die russische Presse bedauerte fast einmütig seinen unfreiwilligen Rücktritt, der darauf zurückgeführt wurde, daß Poliwanow in enger Fühlung mit der Duma stand, was in den leitenden Sphären als Verbrechen gilt.

Poliwanows Nachfolger, Infanteriegeneral Dmitrij Saweljewitsch Schuwajew, war seit 26. Dezember 1915 als Generalintendant für das russische Feldherr tätig. Schuwajew ist Kosak. Er wurde am 25. (12.) Dezember 1854 in Orenburg geboren und hat seine Ausbildung im Militärgymnasium zu Orenburg, in der 3. Alexanderschen Militärschule und in der Nikolajewschen Generalstabsakademie erhalten. Lange Zeit ist er auf dem Gebiete der Militärpädagogik tätig gewesen. Erst im Jahre 1905 wurde er zum Kommandanten der fünften Infanteriedivision im Militärbezirk von Kiew und zwei Jahre später (1908) zum Führer des zweiten kaukasischen Armeekorps ernannt. Im Jahre 1909 wurde Schuwajew auf die Empfehlung Ssuchomlinows zum Leiter der Hauptintendantur ernannt.

Großes Aufsehen erregte auch der „Rücktritt" des Generals Iwanow, der zum Trost wenigstens ein kaiserliches Handschreiben erhielt. Der Zar sagt darin, er erinnere sich mit dem Gefühle tiefer Dankbarkeit der militärischen Arbeit des Generals Iwanow während zwanzig Monaten der Arbeit und

Anstrengungen zum Ruhme des Vaterlandes, seiner weisen Leitung der Armee und seiner Liebe für seine Soldaten. „Diese langen Monate der Arbeit," sagt der Zar weiter, „haben Ihre Gesundheit gefährdet. So willige ich mit Betrübnis ein, Sie Ihrer Funktionen zu entheben und ernenne Sie zum Mitglied des Reichsrates. Da ich stets Ihre Erfahrung und Ihr Wissen mir zunutze machen möchte, attachiere ich Sie meiner Person." Iwanow galt als einer der besten Kampfgenerale Rußlands. Da er selbst ein „Altgläubiger" ist und aus eigener Kraft sich seine Stellung errungen hatte, war Iwanow auch unter der Mannschaft sehr beliebt.

Höchst eigenartig waren die Umstände, die den Rücktritt des Ministers A. N. Chwostow begleiteten. Die russische Presse brachte spaltenlange Artikel über die reichlich verwickelte Geschichte, in der neben dem Minister ein Polizeiagent, der „Journalist Rschewsky", die Hauptrolle spielte.

Wie in einem Kaleidoskop erscheinen vor uns Geschäftsleute, hohe Beamte, Mönche, Hochstapler mit ihren Geliebten, Ingenieure, Damen aus den allerhöchsten Kreisen und gedungene Meuchelmörder. Die Handlung entwickelt sich mit größter Geschwindigkeit von einem Orte zum anderen: von Petersburg nach Norwegen, vom Zimmerchen einer Dirne ins Kabinett des Ministers, von einem Regierungsbüro in das Gefängnis. Dabei greift die ganze Handlung so eng ineinander, daß es unmöglich ist, den Minister und den Würdenträger von den Hochstaplern mit ihren verbrecherischen Weibern moralisch zu trennen. Die Politik geht in einen Roman über und der Roman verschlingt sich mit der Politik — Staatsrecht verknüpft sich mit dem Strafgesetzbuch! Akteure dieses Prozesses sind: Minister Chwostow, Rschewsky und seine Geliebte, der am Zarenhof allmächtige Wunderläter Rasputin, ein paar höchststehende Damen, Ministerpräsident Stürmer, sein Sekretär Manussewitsch und seine Geliebte. Ferner sind dabei noch einige andere Würdenträger und mehrere notorische Verbrecher beteiligt. Rschewsky hatte zwei Aufträge. Zunächst sollte er die Veröffentlichung einer Schmähschrift des in Christiania sich aufhaltenden Pater Iliodor verhindern. In diesem Buche druckt Iliodor eine Reihe Dokumente ab, durch die höchstehende Beamte, auch Personen von Hofe, an den Pranger gestellt werden. Um die Veröffentlichung des Buches zu verhüten, reiste Rschewsky in Chwostows Auftrage nach Christiania, wo es ihm mit einer Summe von 60 000 Rubeln gelang, Iliodor zu verpflichten, keines der kompromittierenden Dokumente zu veröffentlichen. Außerdem verpflichtete sich der russische Hof, Iliodor jährlich 10 000 Rubel zu zahlen, solange Iliodor jene Dokumente nicht veröffentliche. Rschewskys zweiter Auftrag bestand darin, mit Hilfe Iliodors Mörder zu dingen, um Rasputin und noch einige bei Hofe einflußreiche Personen aus der Welt zu schaffen. Auch auf diesen Chwostowschen Antrag ging Iliodor ein und beorderte schleunigst fünf seiner fanatischen Anhänger aus Zarizyn nach Petersburg, die Rasputin, nachdem er in einem von Rschewsky selbst gelenkten Auto an einen Ort außerhalb Petersburgs gelockt worden wäre, ermorden sollten. Dafür sollte Iliodor weitere 60 000 Rubel erhalten. Die Mörder bekamen auf Chwostows Anweisung falsche Pässe. Es soll erwiesen sein, daß Ministerpräsident Stürmer um diese ganze Mordgeschichte wußte, aber nichts dagegen unternahm, bis eine höchststehende Dame ihn bewog, die Ausführung des Mordes zu verhindern.

Die Arbeitergruppe der Duma brachte über den Fall eine Anfrage an den Justizminister und den Ministerpräsidenten ein, in der es hieß:

„Diese von keiner Seite dementierten Mitteilungen weisen darauf hin, daß in den Tiefen des Ministeriums des Innern ein Komplott gebildet, aber zufällig aufgedeckt wurde, das zum schwersten Kriminalverbrechen hätte führen sollen. Aus denselben Mitteilungen geht hervor, daß im Einklang mit den im Ministerium des Innern üblich gewordenen Amtierungsmethoden in diesem Ministerium die Möglichkeit bestand, daß Personen mit notorischer krimineller Vergangenheit in den Staatsdienst aufgenommen und mit großen Gehältern ausgestattet werden konnten, die aus den Mitteln bestritten wurden, die die Staatsrentei dem Ministerium zur Verfügung stellte, — ferner daß die Bewilligung von großen Summen für Aufträge des Ministers des Innern möglich war, die mit den staatlichen Aufgaben des Ministeriums in keiner Verbindung standen, sondern einen offensichtlich verbrecherischen Charakter trugen. Die in der Presse und von der Dumatribüne veröffentlichten Mitteilungen mit direktem Hinweis auf ihren für die Behörden autoritativen Ursprung bieten . . . einen ausreichenden Anlaß zur Aufrollung der Frage über die Eröffnung einer Untersuchung. Diese Mitteilungen, die von so wohlinformierten Personen wie dem früheren Gehilfen des Ministers des Innern Senator S. P. Bjeletzki ausgehen, müssen die russische Gesellschaft in Erregung versetzen. Diese Erwägungen veranlassen die Unterzeichneten, an den Ministerpräsidenten als den Leiter des Ministeriums des Innern und an den Justizminister als den Generalprokurator, der laut Gesetz zu achten hat, daß kein Verbrechen, wer auch sein Urheber sei, der Untersuchung entzogen bleibe, folgende Fragen zu richten:

1. Entspricht es den Tatsachen, daß bei der Aufnahme des Herrn Rschewsky in den Beamtenstab des Ministeriums des Innern dem früheren Minister des Innern A. N. Chwostow und seinem Gehilfen Senator S. P. Bjeletzki die kriminelle Vergangenheit Rschewskys bekannt gewesen ist?

2. Entspricht es den Tatsachen, daß Herrn Rschewsky aus den dem Ministerium zur Verfügung gestellten Geldern 60 000 Rubel für Zwecke bewilligt worden sind, die mit den Aufgaben des Ministeriums in keiner Verbindung standen?

3. Entspricht es den Tatsachen, daß als genügende Repressionsmaßnahme gegen Rschewsky die administrative Ausweisung, die keinerlei Garantie für die Aufdeckung aller seiner Vergehen liefert, angesehen wird, und daß bis dato noch keine gerichtliche Untersuchung der Vergehen Rschewskys eingeleitet worden ist?"

Es ist nicht die Schuld der Engländer und Franzosen, daß ein großer Teil Europas der Gefahr entging, die Segnungen dieser und ähnlicher Regierungsbräuche zu erfahren . . . .

Das arme Griechenland

Griechenland hat bisher seine Neutralität bewahrt und hat allen Lockungen und Drohungen widerstanden, die es veranlassen sollten, in den Krieg einzugreifen. Zweimal allerdings stand das Land, das nach zwei schweren, blutigen Kriegen sich langsam erholte und im Begriff stand, die neugewonnenen Landesteile mit dem Stammlande zu einer Einheit zu verschmelzen, vor der Gefahr des Krieges. Der Ministerpräsident Venizelos, der wie so viele Staatsmänner neutraler Länder von der äußerlichen Machtfülle des Vierverbandes geblendet, fest an dessen Sieg glaubte, hielt im Februar 1915, als Frankreich und England sich anschickten, die Dardanellen zu bezwingen, die Stunde für gekommen, alte nationale Hoffnungen des Landes zu verwirklichen. An dem Widerspruch des Königs und seines Generalstabes, die die militärische Leistungsfähigkeit der beiden Mächtegruppen richtiger einschätzten, scheiterten seine kriegerischen Pläne und Venizelos, der bereits Verpflichtungen der Entente gegenüber eingegangen war, mußte zurücktreten. Die Ereignisse gaben denjenigen recht, die sich für die Aufrechterhaltung der Neutralität eingesetzt hatten. Die Verbündeten, die sich die griechischen Inseln Imbros, Tenedos und Lemnos als Flottenstützpunkte eingerichtet hatten, mußten sich, nachdem sie ungeheure Verluste an Schiffen und Menschen erlitten, aus den Dardanellen zurückziehen.

Inzwischen setzten die Vertreter der Ententemächte ihre Bemühungen fort, um Griechenland zu bewegen, in den Kampf einzutreten. Im August 1915 richtete der Vierverband in diesem Sinne eine gemeinsame Note an Griechenland. Es wurden ihm für den Fall des Anschlusses kleinasiatische Gebiete, ja von England sogar die Abtretung der Insel Zypern zugesichert. Anderseits sollte Griechenland, um Bulgarien davon abzuhalten, sich den Mittelmächten anzuschließen, wichtige griechische Gebiete, den Hafen Kavalla mit seinem Hinterland an Bulgarien abtreten. Das Ministerium Gunaris lehnte jedoch alle diese Vorschläge ab, mußte aber, als die Augustwahlen eine Mehrheit für die Venizelos-Partei ergaben, zurücktreten. Der auf den Ministerposten zurückgekehrte Venizelos nahm sofort seine alten Pläne wieder

auf, wenn er auch einen geeigneten Augenblick abwarten wollte. Dieser Augenblick schien ihm im September zu nahen, als die neue gemeinsame Offensive Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Bulgariens gegen Serbien begann und nach seiner Ansicht der Bündnisfall für Griechenland eingetreten war. Die Angaben über seine Anerbietungen widersprechen sich. Immerhin wurde es durch seine Haltung der Entente leicht gemacht, am 4. Oktober Saloniki zu besetzen, um angeblich von dort den bedrohten Serben zu Hilfe zu „eilen". Gegen diese Landung erhob Venizelos zwar einen formellen Protest, erklärte aber gleichzeitig in der Kammer, daß er der Besetzung keinen aktiven Widerstand entgegensetzen werde, und befürwortete abermals ein Eingreifen an der Seite der Neutralitätsverletzer. Wieder war es der König, der sich im Interesse von Land und Volk seinen Plänen, die bereits in der Kammer auf lebhaften Widerstand gestoßen waren, widersetzte. Venizelos mußte von neuem zurücktreten, Ministerpräsident wurde Zaimis, später Skuludis, der bei den Dezemberwahlen einen glänzenden Sieg erzielte.

Waren so Griechenland durch das Eingreifen der Krone zum zweitenmal die Schrecken des Krieges erspart geblieben, so war der Vierverband über dessen Haltung alles andere als erfreut. Hatte er bisher noch den Schein der Respektierung der griechischen Neutralität und Souveränität gewahrt, so ließ er jetzt die Maske fallen und schaltete in den besetzten Gebieten wie in einem feindlichen Lande. Schon am 6. November sprach es die „Morning Post" aus: „Wenn Griechenland nicht für uns ist, ist es gegen uns und muß als Feind angesehen werden. Unsere Seebeherrschung im Mittelmeer setzt uns in den Stand, Kreta, die ägäischen und ionischen Inseln, alle maritimen Besitzungen und die Schiffahrt Griechenlands zu beschlagnahmen, alle Seehäfen zu bombardieren und seinen Handel zu blockieren." England hat die hier ausgesprochenen Vorschläge fast restlos in die Wirklichkeit umgesetzt. Englische und französische Truppen richteten sich in Saloniki häuslich ein, das sie, von den Bulgaren unter schweren Verlusten über die griechische Grenze zurückgeworfen, stark befestigten. Eisenbahn- und Telegraphenlinien wurden in Beschlag genommen, die Eisenbahnbrücke über die Struma bei Demi Hissar gesprengt und dadurch Griechenland von der Verbindung mit Bulgarien und der Türkei abgeschnitten. Das Fort Kara Burun, das die Einfahrt nach Saloniki beherrscht, wurde gewaltsam besetzt. Die griechischen Truppen, deren Demobilisierung der Vierverband vergebens verlangte, zogen sich aus Saloniki zurück, das nun bald der Gegenstand von Flieger- und Luftschiff-Angriffen wurde.

Weitere Besetzungen und Verletzungen der Hoheitsrechte Griechenlands folgten. Griechische Schiffe wurden auf offener See angehalten und durchsucht, ebenso deutsche und österreichische Passagierdampfer in griechischen Häfen. Landungen und Verhaftungen auf griechischem Boden waren an der Tagesordnung. England suchte seine Gewalttätigkeiten mit der vollkommen aus der Luft gegriffenen Behauptung zu rechtfertigen, daß griechische Inseln und Küstenorte zur Versorgung deutscher Unterseeboote dienten, die allerdings den Verbündeten im Mittel- und Aegäischen Meere empfindlichen Schaden zufügten. Um die Reste der nach Albanien geflüchteten serbischen Truppen neu auszurüsten und ihre Wiederverwendung im Kampfe zu ermöglichen, wurde nicht etwa die nahegelegene italienische Küste, sondern die griechische Insel Korfu ausersehen. Die Insel wurde zu diesem Zwecke am 11. Januar von französischen Truppen besetzt, obwohl sie durch gemeinsamen Beschluß der Großmächte seinerzeit für „dauernd neutral" erklärt worden war. Anfang April kam Kephalonia an die Reihe, das die Einfahrt zum Golf von Korinth beherrscht. Hier wurde von den Verbündeten ein Flottenstützpunkt errichtet, ebenso wenige Tage später in der Sudabai auf der Insel Kreta. Neuerdings haben England und Frankreich von der griechischen Regierung die Erlaubnis verlangt, die serbischen Truppen auf der Eisenbahn Patras—Athen—Larissa nach Saloniki zu befördern. Begründet wurde das Verlangen mit der Gefährdung des Seetransportes durch die deutschen Tauchboote. Vielleicht erklärt sich aber das Sträuben der Reste des serbischen Heeres, sich dem Meer anzuvertrauen, durch die Tatsache, daß ihnen auf der Flucht immer wieder versichert worden war, man werde ihnen bis zum Kriegsende nach so vielen Leiden und Nöten Ruhe gönnen. Sie mögen mit gutem Grund der Meinung sein, daß ihre so mächtigen Gönner und Freunde doch wahrlich auch ohne das Häuflein der dem Tod durch Schwert, Hunger, Krankheit und weglose Wildnis entronnenen Serben fertig werden müßten. Aber England, Frankreich und Italien bleiben hart. Sie bestehen auf dem Blutopfer und tun alles, um die Serben, unter denen noch immer die Cholera Opfer fordert, zu neuem Kampf zu zwingen.

Der Bahntransport der auf 50 000 Mann geschätzten serbischen Truppen würde Monate erfordern und das Kernland von Hellas der Gefahr ansteckender Krankheiten und der kaum minder verderblichen Gewaltherrschaft der „Beschützer der kleinen Nationen" ausliefern. Deshalb lehnte die griechische Regierung die Forderung entschieden ab. Es bleibt abzuwarten, mit welchen neuen Gewalttaten die Vierverbändler antworten werden. Auf die Dauer ist Griechenland wehrlos ihrer Willkür preisgegeben. Denn seine ausgedehnte Küste und die Notwendigkeit, die wichtigsten Nahrungsmittel zur See einführen zu müssen, machen jeden ernsten Widerstand unmöglich, zumal England sich nicht scheut, seine meerbeherrschende Stellung zur rücksichtslosesten Vergewaltigung auszunützen.

So ist die bedrängte Lage eines Landes, dessen Volk, abgesehen von der Venizelospartei, keinen anderen Wunsch hat, als in Ruhe gelassen zu werden, ein weiteres Beispiel dafür, daß die Unabhängigkeit der kleinen Staaten nur eine leere Form ist, solange es nicht gelingt, die Alleinherrschaft Englands auf dem Meere zu brechen. In der Verfolgung dieses Kriegszieles kämpft also Deutschland zugleich für die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker.

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen vom 15. bis 19. April

Westlicher Kriegsschauplatz

15. April: Ein stärkerer Vorstoß der Engländer gegen die Trichterstellungen südlich von St. Eloi wurde nach Handgranatenkampf völlig zurückgeschlagen. In den Argonnen und östlich davon teilweise lebhafter Artillerie- und Minenkampf. Links der Maas konnten feindliche Angriffsabsichten gegen unsere Stellungen auf „Toter Mann" und südlich des Raben- und Cumières-Waldes, die durch große Steigerung des Artilleriefeuers vorbereitet wurden, in unserem vernichtenden, von beiden Maasufern auf die bereitgestellten Truppen vereinten Feuer nur mit einigen Bataillonen gegen „Toter Mann" zur Durchführung kommen. Unter schwersten Verlusten brachen die Angriffswellen vor unserer Linie zusammen, einzelne bis in unsere Gräben vorgedrungene Leute fielen hier im Nahkampf. Rechts der Maas sowie in der Woevre-Ebene blieb die Gefechtstätigkeit im wesentlichen auf heftige Feuerkämpfe beschränkt. Zwei schwächliche feindliche Handgranatenangriffe südwestlich der Feste Douaumont blieben erfolglos.

16. April: Beiderseits des Kanals von La Bassée steigerte sich die Tätigkeit der Artillerien im Zusammenhang mit lebhaften Minenkämpfen. In der Gegend von Vermelles wurde die englische Stellung in etwa 60 Meter Ausdehnung durch unsere Sprengungen verschüttet. Oestlich der Maas entwickelten sich abends heftige Kämpfe an der Front vorwärts der Feste Douaumont bis zur Schlucht von Vaux. Der Feind, der hier anschließend an sein starkes Vorbereitungsfeuer mit erheblichen Kräften zum Angriff schritt, wurde unter schwerer Einbuße an seiner Gefechtskraft abgewiesen. Etwa 200 unverwundete Gefangene fielen in unsere Hand.

17. April: An der Front keine Ereignisse von besonderer Bedeutung. In der Gegend von Pervyse (Flandern) wurde ein feindliches Flugzeug durch unsere Abwehrgeschütze dicht hinter der belgischen Linie zum Absturz gebracht und durch Artilleriefeuer zerstört. Oberleutnant Berthold schoß nordwestlich von Peronne sein fünftes feindliches Flugzeug, einen englischen Doppeldecker, ab. Der Führer desselben ist tot, der Beobachter schwer verwundet.

18. April: Unsere Artillerie nahm die englischen Stellungen in Gegend von St. Eloi ausgiebig unter Feuer. Ein schwächlicher Handgranatenangriff gegen einen der von uns besetzten Sprengtrichter wurde nachts leicht abgewiesen. Beiderseits des Kanals von La Bassée und nordöstlich von Loos entspannen sich zeitweise lebhaftere Handgranatenkämpfe. In Gegend von Neuville und bei Beuvraignes sprengten wir mit Erfolg mehrere Minen. Im Kampfgebiet beiderseits der Maas spielten sich sehr heftige Artilleriekämpfe ab. Rechts des Flusses entrissen niedersächsische Truppen den Franzosen im Sturm die Stellungen am Steinbruch 700 Meter südlich des Gehöftes Haudromont und auf dem Höhenrücken nordwestlich des Gehöftes Thiaumont. 42 Offiziere, darunter 3 Stabsoffiziere, 1646 Mann sind an unverwundeten Gefangenen, 50 Mann verwundet in unsere Hand gefallen. Ihre Namen werden ebenso in der Gazette des Ardennes veröffentlicht werden, wie die Namen aller in diesem Kriege gefangenen Franzosen, auch der bisher in den Kämpfen im Maasgebiet seit dem 21. Februar gefangenen 711 Offiziere 38 155 Mann. Die Veranlassung zu dieser Bemerkung ist ein halbamtlicher französischer Versuch, unsere Angaben in Zweifel zu ziehen. Angriffsversuche des Feindes am und im Caillette-Walde wurden bereits in der Bereitstellung oder in den ersten Ansätzen durch Feuer vereitelt. Gegen unsere Stellungen in der Woevre-Ebene sowie auf den Höhen südöstlich von Verdun bis in die Gegend von St. Mihiel war die französische Artillerie außerordentlich tätig.

19. April. Oestlich der Maas nahmen unsere Truppen in Vervollständigung des vorgestrigen Erfolges heute nacht den Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont. Ein großer Teil seiner Besatzung fiel im erbitterten Bajonettkampf, über 100 Mann wurden gefangen genommen, mehrere Maschinengewehre erbeutet. Ein französischer Gegenangriff gegen die neuen deutschen Linien nordwestlich des Gehöftes Thiaumont scheiterte. Kleinere feindliche Infanterieabteilungen, die sich an verschiedenen Stellen der Front unseren Gräben zu nähern versuchten, wurden durch Infanterie- und Handgranatenfeuer abgewiesen. Deutsche Patrouillen drangen auf der Combres-Höhe in die feindliche Stellung vor und brachten einen Offizier, 76 Mann gefangen ein.

Oestlicher Kriegsschauplatz

15. April: Die gestern wiederholten örtlichen Angriffsversuche der Russen nordwestlich von Dünaburg hatten das gleiche Schicksal wie am vorhergehenden Tage. Am Serwetsch südöstlich von Korelitschi brachten wir einen durch starkes Feuer eingeleiteten Vorstoß schwächerer feindlicher Kräfte leicht zum Scheitern.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Gestern nach fünf Uhr früh erschienen sieben feindliche Flugzeuge, darunter vier Kampfflieger, über Czernowitz und den Bahnanlagen nördlich der Stadt. Zur Abwehr stiegen einige unserer Flugzeuge auf, denen es nach zweistündigem, über Czernowitz sich abspielenden Luftkampfe gelang, einen feindlichen Kampfflieger auf dreißig Schritte abzuschießen. Das feindliche Geschwader flüchtete. Das getroffene Flugzeug landete im Sturzflug bei Bojan zwischen der russischen und unserer Linie und wurde durch unser Geschützfeuer vernichtet. Der feindliche Beobachter ist tot. Unsere Flugzeuge kehrten unversehrt zurück.

17. April: Die Russen zeigen im Brückenkopf von Dünaburg lebhaftere Tätigkeit.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Am oberen Sereth schlugen unsere Feldwachen einen russischen Vorstoß ab.

18. April: Im Brückenkopf von Dünaburg brachen heute früh vor unseren Stellungen südlich von Garbunowka auf schmaler Front angesetzte russische Angriffe mit großen Verlusten für den Feind zusammen.

19. April. Auf dem nördlichen Teile der Front lebhaftere Artillerie- und Patrouillentätigkeit.

Aus dem österr.-ungarischen Bericht: Südwestlich von Tarnopol sprengten wir erfolgreich eine Mine und besetzten den westlichen Trichterrand.

Italienischer Kriegsschauplatz

15. April: Am Mrzli Vrh wiesen unsere Truppen neuerliche Angriffe des Feindes auf die gewonnene Vorstellung ab. Im Plöckenabschnitt waren die Minenwerfer heute nacht in lebhafter Tätigkeit. Die Spitze des Col di Lana wird von den Italienern andauernd heftig beschossen. Feindliche Annäherungsversuche im Sugana-Abschnit wurden abgewiesen.

16. April: An der küstenländischen Front fanden im allgemeinen nur mäßige Geschützkämpfe statt. Im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo war die Gefechtstätigkeit etwas lebhafter. Oestlich von Selz sind wieder kleinere Kämpfe im Gange. Im Plöckenabschnitt nahm unsere Artillerie die feindlichen Stellungen unter kräftiges Feuer. An der Tiroler Front beschoß der Feind einzelne Räume in den Dolomiten und unsere Werke auf den Hochflächen von Lafraun und Vielgereuth.

18. April: An der küstenländischen Front entwickelten die Italiener gestern stellenweise eine regere Tätigkeit. Ueber Triest kreuzten zwei feindliche Flieger, die durch Bombenabwurf zwei Zivilpersonen töteten, fünf verwundeten. Unsere Flugzeuge verjagten die feindlichen bis Grado und erzielten dort einen Bombentreffer auf einem italienischen Torpedoboot. Im südlichen Abschnitt der Hochfläche von Doberdo und am Görzer Brückenkopf kam es zu Geschützkämpfen. Bei Zagora wiesen unsere Truppen heute früh einen Angriff unter beträchtlichen Verlusten des Gegners ab. Der Tolmeiner Brückenkopf stand bis in die Nacht unter lebhaftem Artilleriefeuer. An der Kärntner und Tiroler Front hielten die Geschützkämpfe mit wechselnder Stärke an. Am heftigsten waren sie am Col di Lana, wo sich das feindliche Feuer abends zum Trommelfeuer steigerte. Nach Mitternacht setzten die Italiener hier zu einem allgemeinen Angriff an. Dieser wurde abgeschlagen. Später gelang es dem Feinde, die Westkuppe des Col di Lana in mehreren Stellen zu sprengen und in die gänzlich zerstörte Stellung einzudringen. Der Kampf dauert fort. Im Suganatal, wo die Italiener in letzter Zeit unsere Vorposten durch wiederholte Angriffe belästigt hatten, wurde der Feind durch einen Gegenangriff aus seinen vorgeschobenen Stellungen zurückgeworfen. Er ließ hierbei elf Offiziere, 600 unverwundete Gefangene und vier Maschinengewehre in unseren Händen.

19. April. Von den noch fortdauernden Kämpfen am Col di Lana abgesehen, kam es zu keiner nennenswerten Gefechtstätigkeit.

Ereignisse aus aller Welt

Der Abschluß eines dem deutsch-rumänischen Abkommen ähnlichen Handelsabkommens zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien steht bevor. (18. April.)

Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht eine Kaiserliche Verordnung, betreffend eine Kriegsgewinnsteuer. (18. April.)

Die englische Regierung erklärt, daß die zum Betrieb neutraler Dampfer notwendige Kohle, wenn sie deutschen Ursprungs sei, der Beschlagnahme unterliege. (18. April.)

Im englischen Unterhaus erklärt Asquith, daß im Ministerium in der Dienstpflichtfrage noch keine Einigkeit erzielt sei. Komme es zu keiner Verständigung, so würde der Zusammenbruch der Regierung — ein nationales Unglück — die Folge sein. Um noch eine Verständigung zu ermöglichen, vertagt sich das Unterhaus um sechs Tage. (19. April.)

Die italienische Kammer spricht nach einer Rede Sonninos dem Ministerium, gegen die Stimmen der Sozialisten, ihr Vertrauen aus. (16. April.)

Von Griechenland verlangen England und Frankreich die Gestattung des Transports der serbischen Truppen von Korfu nach Saloniki auf den griechischen Bahnen. (15. April.)

Die Sudabai auf Kreta wird von England und Frankreich zum Flottenstützpunkt gemacht, der Hafen mit Minen und Netzen gesperrt. (17. April.)

Die Türkei nimmt eine Münzreform unter Uebergang zur reinen Goldwährung vor. (18. April.)

Englische Luftangriffe auf Konstantinopel und Adrianopel. (16. April.)

In Kleinasien wird die Hafenstadt Trapezunt von den Russen besetzt. (19. April.)

Die englische Entsatzarmee am Tigris erleidet nach eigener englischer Meldung eine neue Niederlage. (18. April.)

Präsident Wilson stellt seine Antwortnote an Deutschland fertig. (18. April.)

In Nord-Mexiko wird eine amerikanische Abteilung bei Parral von Truppen Carranzas angegriffen und zum Rückzug nach Santa Cruz genötigt. (17. April.)

Im Luftkampf

Zeichnung von Prof. Zeno Diemer

Ein deutscher Doppeldecker wirft sich in steiler Kurve dem Führer eines feindlichen Geschwaders entgegen

Das Massengrab auf Gallipoli

Von Ludwig Ganghofer

Das Meer verlassend, biegen wir ein in eine kahle, stundenlange, rostbraune Felsmulde. Aller ebene Boden ist da ein einziges Heerlager, grau in grau. Die Zelte sind wie kleine Steinpyramiden. Steht ein farbiges von englischer Herkunft darunter, so ist's eine Wohltat für die Augen, weil es in dieser braungrauen Oede wie eine blühende Blume wirkt. Ueberall exerzierende Soldaten, überall Rekruten, die geschult werden, die meisten noch in ihren Dorftrachten. Zwei Querpfeifer spielen schrille, seltsame Weisen, die Esel schreien, die Kamele rülpsen, die Saumtiere wiehern, und vor den Karren mit den altertümlichen Scheibenrädern keuchen die schwarzen Büffel. Staubwolken fegen über Menschen und Tiere hin, und alles Leben dürstet; kein schattender Baum, kein Wasser, nur ein paar dünne Quellen sickern in den Steinschluchten, und viele Soldaten drängen sich um eine Zisterne, nahe bei einem großen, weißgepflasterten, mit einem roten Halbmond geschmückten Viereck, das einen dreifachen Zweck hat: es dient als Wegweiser zum Lazarett, als Fliegerzeichen und als Gebetplatz.

Uebers Meer herüber, vom Fort Hamidie, das großen und erfolgreichen Anteil an den Kämpfen um die Dardanellen hatte, dröhnen rasch hintereinander vier Kanonenschüsse. Galt es wieder einem englischen Unterseeboot? Wir wollen hoffen, daß es den stählernen Bauch nach oben drehte, wie es mit dem letzten der Fall war, das man bei der Sperre von Nagara erledigte.

Die Reitpferde erwarten uns, und mit hastigem Getrippel geht es steil über die Felsgehänge, durch Steingräben und ausgedörrte Regenschluchten, durch eine Verzweiflungslandschaft voll namenloser Trauer. Hier monatelang nur auszuhalten, schon das allein ist Heldentum und Tapferkeit. Einer der Offiziere sagte zu mir: „Manchmal drückten die armen Kerle das Gesicht in die Hände und heulten, nur um das Herz zu erleichtern und wieder mal was Feuchtes auf die Zunge zu kriegen." Und immer, immer, den ganzen Tag lang, behalten die Bilder, an denen wir vorüberreiten, das gleiche trostlose Gesicht. Gibt es denn einen Frühling, hier, auf diesen Stätten einer ewigen Dürre? Gibt es Blumen, die hier blühen mögen, Stauden und Kräuter, die sich begrünen? Doch! Ich sehe Wiesenflecke von smaragdenem Grün. Hastig reite ich auf solch ein lockendes Frühlingswunder zu und erkenne, daß eine Fata Morgana des Krieges mich täuschte. Die großen, gelbgrünen Flecken, die ich für sprossende Frühlingsgräser hielt, rühren von der Pikrinsäure der amerikanischen Granaten her. Die schöne Farbe täuschte nicht nur mich, sie narrte auch die Wandervögel, die in großen Schwärmen zu diesen grünen Oasen der braungrauen Wüste herunterflatterten. Und die Vögel waren doppelt Getäuschte: sie fanden nicht nur das herrliche Grün, auch viele, viele, unzählbar viele Körner. Nur keine verspeisbaren. Zwischen den Sprungstücken der Granaten ist die Erde mit bleiernen Schrapnellkugeln so dicht besät, daß man bei jedem Tritt ein Dutzend mit der Stiefelsohle in den Lehmboden hineinquetscht. Hier Blei zu sammeln, das wäre ein Beruf, der mühelos seinen Mann auf Jahre hinaus ernähren würde. Wahrhaftig, die Engländer haben an den armen Bewohnern der Halbinsel Gallipoli viel Gutes getan und haben die unfruchtbaren Steinfelder in kostbare Bergwerke verwandelt, die spielend auszubeuten sind, weil das pure Blei und Eisen obenauf liegt. Und wie viel hat das menschenfreundliche England für dieses Werk der Barmherzigkeit geopfert! Die Sterlingsströme müssen milliardendick in diesen türkischen Boden hineingesickert sein! Und reichlich, überreichlich wurde die bleierne Saat aus Wassermangel mit britischem und französischem Blut begossen.

Gleich beim Eintritt in die tiefgeschnittene Lehm- und Schieferschlucht, die einem amerikanischen Canon gleicht und die Lagerburg der Engländer war, lassen große Kreuzbeete und Massengräber die furchtbare Zahl der Menschenleben ahnen, die hier versinken mußten. Die Gräberstätten sind ohne Schmuck und verwahrlost. Wesentlich besser als für die Toten sorgten die Engländer für die Lebenden. Ueberall wimmelt's von eisernen Wasserbottichen und von vernichteten Filtrier-Apparaten, von Pumpen, Oefen, Herden und Proviantkufen, von Dingen, die das Leben in dieser Wüste möglich machten und das Frieren in den Winterstürmen von Gallipoli erleichtern konnten. Die verwendbare Proviantbeute wurde von den Türken schon in ungeheuren Mengen fortgeschafft, und noch immer liegen Berge davon umher. Dazu noch erstaunliche Mengen von Kriegsgerät und Munition, neben einer wahrhaft grotesken Masse von herrenlos gewordenen Hüten, Helmen und Mützen. Es erscheint mir nicht als das Charakteristikum eines „geordneten und glorioſen Rückzuges", daß man die Kopfbedeckungen verliert. In jenem Teile der Schlucht, in dem es am übelsten aussieht, hängt noch eine Holztafel mit dem Straßennamen:

„Inniskilling Avenue".

Ich glaube, Inniskilling, das ist der Name eines englischen Regiments. Das Wort enthält die böse Silbe „kill"; sie bedeutet: morden, schlachten, totschlagen. Und „inner" bedeutet das Einwendige, das Seelische. Da wäre der schönklingende Straßenname so zu übersetzen: „Seelenschlächterpromenade". Oder man könnte auch sagen: „Schlachthaus des eigenen Lebens".

Von den Unterständen, die geräumig, bequem und fest gebaut sind, führen steile, gutgesicherte Treppen hinauf zu dem offenen Feld der letzten und schwersten Sturmversuche, deren Erfolglosigkeit den Rückzug der Verbündeten erzwang. Laufgänge, in denen man gemütlich und unbehelligt sein Pfeifchen schmauchen konnte, führen zu den äußersten Schützengräben, zu einem furchtbaren Gewirre der kriegerischen Maulwurfsarbeit. Jeder Graben ist exakt geschnitten, prachtvoll gedeckt und befestigt, jeder ein Bollwerk des Wunsches nach persönlicher Sicherheit. Neben dieser tadellosen Arbeit ist der viele Schmutz und eine ekelhafte Unordnung sehr auffällig. Tausende von geleerten Konservenbüchsen mit verwesenden Speiseresten liegen in den Gräben und dicht vor den Sandsäcken, jede Fliege konnte die Fäulnisgifte in sich einsaugen und auf die Menschen übertragen. Doch der Graben selbst, sein Bau, muß unbedingt als eine sichere Sache bezeichnet werden. Die kriegerische Unsicherheit begann für die Engländer erst in der Nähe der türkischen Drahtverhaue.

Den unbesetzten Boden zwischen der eigenen und der feindlichen Linie bezeichnet ein englischer Terminus als „No man's land", als Erde, die keinem gehört und wo keiner wohnt. Ganz stimmt das nicht, wenigstens nicht auf Gallipoli. Denn das Niemandsland zwischen den äußersten Gräben der Engländer und der letzten unerstürmbaren Türkenlinie bei dem grauenvoll zerbröckelten Dorfe Krithia, dieses Niemandsland hat viele, viele Bewohner, auch heute noch, viele Hunderte! Es sind sehr stille Mietsleute, sie sind verarmt, sie bezahlen keinen Zins, und ihr Aussehen ist nicht mehr gentlemanlike. Das sind die in den letzten Kämpfen gefallenen Engländer und die an ihren kurzen Röckchen deutlich erkennbaren Schotten, die der glorioſe, nur etwas übereilte Rückwärtssieger genau so zu begraben vergaß, wie er seine Hüte und Mützen nach hinten entgleiten ließ.

So deutlich, so gleichmäßig und scharf gezeichnet, wie an diesen abgemergelten und eingedörrten Toten, hab ich den englischen Gesichtstypus noch nie gesehen. Alle sind langköpfig, alle sind schmalwangig, all zeigen ein enggedrängtes Gebiß, und alle haben das gleiche versteinerte Mühsalslächeln, wie wir es auf der Variétébühne und bei Zirkusballetten häufig zu sehen bekamen an den englischen dancing girls, an diesen Springjungfern, die mehr auf das Erbarmen als auf die Sinne wirkten. Auch jeder von den Vergessenen auf Gallipoli ist ein Tänzer geworden — a dancer upon nothing, wie der Londoner Volksmund die Justifizierten nennt, die unter den Füßen keinen Boden mehr haben. Wie die Unbegrabenen am Strange, so strecken auch die stillen Mietsleute von Niemandsland die nackten, schon beingewordenen Sohlen in die Luft. Denn die obdachlos gewordenen und im schneidenden Wintersturme frierenden Bauern von Krithia, denen die englischen Granaten die Häuser in Scherben klopften und die Kleidertruhen verbrannten, ziehen zur Wärmung ihres eigenen Lebens den geduldigen Schläfern von Niemandsland die guten Schuhe herunter, wickeln ihnen die schottischen Bandgamaschen von den dünngewordenen Waden und schälen die Strümpfe, die Röcke, die Hosen und die Hemden von den eingeschrumpften Kadavern. Das ist entsetzlich anzusehen, aber es ist entschuldbar. Hätte das lebende England nicht genommen, so müßte das tote nicht geben.

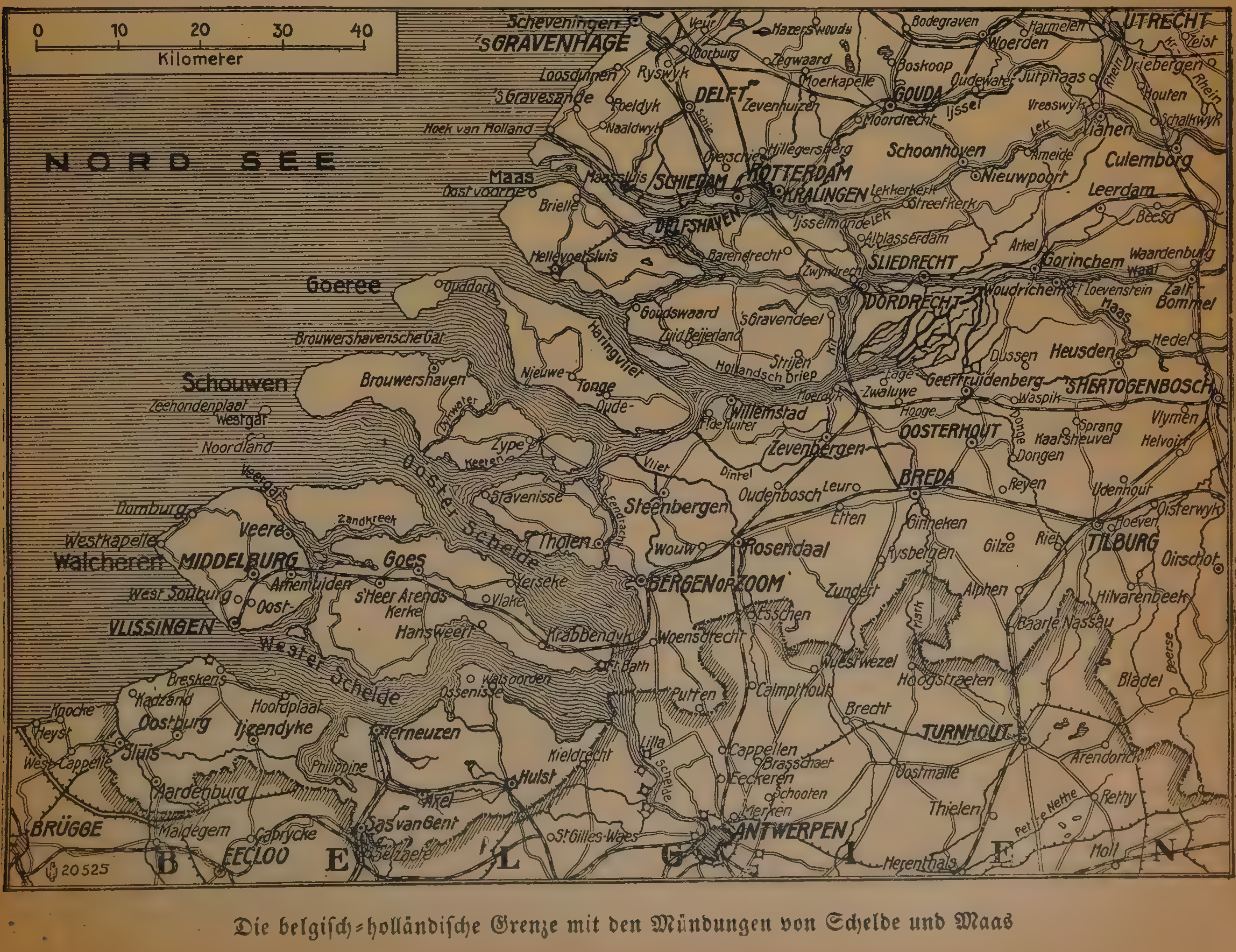
Und während die entblößten Schläfer im kalten Sturmwind der offenen Höhe dörren wie Menschenheu, wird an Pfützen und Wasserlachen die grausige Wäsche der Niemandskleider und der Nomanshemden erledigt. Aus einem der Kittel, die da zum Trocknen über kahlen Stauden hingen, war ein Zettel herausgeflattert. Aufheben mocht ich ihn nicht. Mit einem Stecken hielt ich ihn auf der Erde fest und las. „My darling!" So begann der Brief. „Mein Liebling du!" Und dann kamen innige, treue,

zärtliche Worte, sehnsüchtige Worte der tiefsten Liebe, stammelnde Worte einer ruhelosen Sorge — Mutterworte! Und nicht nur dieser eine, auch alle anderen, die bei Krithia liegen blieben und vergessen wurden — jeder von ihnen war das Sorgenkind einer britischen Mutter. England! Lade deine Mütter, wenn sie nach ihren Söhnen fragen, auf deine sparsam benützte Flotte, führe sie nach Krithia und zeige ihnen die vielen Bewohner von Niemandsland, die nutzlos Geopferten, die um nichts hineintanzen mußten in den nackten Tod! Dann werden die weinenden Mütter dich aufrütteln aus dem Blutrausch deiner Geschäftsmethode, aus deinem grauenvollen Schlächterwahnsinn. Und für *diese* Reise zu deiner Inniskillingpromenade werden die Türken den Dardanellenweg, den du mit Gewalt nicht erschließen konntest, höflich und gerne für dich öffnen.

Heer und Volk an der Westfront

Oberst *Müller*, ein bekannter Schweizer Militärschriftsteller, der wiederholt die deutsche Front besucht hat, legt in einem neuen Bericht Zeugnis ab von den glänzenden Eindrücken, die er empfing. Er schreibt unter anderem:

Die Fahrt in das deutsche Kampfgebiet bei Verdun in den letzten Märztagen 1916 führte mich durch Baden, über Straßburg, Metz, Sedan und auf dem gleichen Wege wieder zurück. Nahezu neun Monate waren verflossen, seitdem ich anfangs Juni 1915 die deutsche Westfront verlassen hatte. Ich war begierig, zu erfahren, ob und inwiefern inzwischen der Geist und die Stimmung der deutschen Truppen in und hinter der Kampffront sich verändert hätten. War doch vor einigen Monaten in neutralen Blättern zu lesen, der damalige französische Kriegsminister hätte sich in einer Unterredung zu einem amerikanischen Berichterstatter geäußert, der Wert und die Tüchtigkeit der deutschen Truppen nähmen zusehends ab. Ich fragte mich damals, ob es möglich sei, daß eine auf so hoher Stufe stehende Truppe wie die deutsche, die ich im Frühjahr 1915 in Lothringen, an der Maas und in den Vogesen in so prächtiger Haltung gesehen hatte, wenige Monate später so minderwertig geworden sei. Inzwischen hat die große deutsche Offensive bei Verdun eingesetzt und es sind ganz andere französische Urteile, als das oben angeführte, über den Wert und die Tüchtigkeit der deutschen Soldaten laut geworden. Auch nach meinen eigenen Beobachtungen sind die an der Westfront kämpfenden und stehenden deutschen Truppen so *vollwertig wie vor einem Jahre*. Gewiß haben die Heere aller kriegführenden Staaten, auch Deutschlands, seit dem Kriegsausbruch im August 1914 eine gewisse Veränderung erfahren. Die aktiven und Reserve-Armeekorps, die bei Kriegsbeginn ins Feld zogen und die Schlachten des Bewegungskrieges der ersten zwei Kriegsmonate schlugen, sind längst durch neu ausgebildete, in verkürzter Dienstzeit und daher weniger gründlich geschulte Ersatzmannschaften ergänzt und aufgefüllt, unzählige Neuformationen sind aufgestellt worden. Das trifft aber bei den anderen Heeren in noch viel höherem Maße zu. Wenn ein altes Wort sagt: „Der Krieg verdirbt die Heere", so gilt das doch in diesem Kriege nur in beschränktem Maße, und am wenigsten machen sich wohl die zersetzenden Einflüsse des langen Krieges beim deutschen Heere geltend, das auf die militärische Veranlagung, den überlieferten Kriegsgeist und die auch in Friedenszeiten im bürgerlichen Leben gewohnte und geschulte Disziplin des deutschen Volkes aufbauen kann. Dieses Heer besitzt heute noch, wie die letzten Wochen gezeigt haben, hervorragenden Angriffsgeist, große Schlagkraft, offensive Operationsfähigkeit und Beweglichkeit. Dabei scheint Deutschland immer noch über reichliche *Reserven* zu verfügen, so daß die durch Verluste entstehenden Lücken rasch und mühelos gefüllt und die Bestände an Kaders und Mannschaften vollzählig erhalten werden können. In den Städten zu beiden Ufern des Rheins, die ich durchreiste, sind immer noch starke Garnisons- und Ausbildungsbestände, deren gutgebaute und gut aussehende Mann-



Die belgisch-holländische Grenze mit den Mündungen von Schelde und Maas

schaften einen kriegstüchtigen Nachwuchs versprechen. In Straßburg marschierte kurz vor meiner Abreise eine starke Infanterie-Ersatzabteilung, die sich aus wiedereingerückten Beurlaubten, Genesenen und Neuausgebildeten zusammensetzte, unter klingendem Spiel der Garnisonskapelle, zum Bahnhof, um an die Front befördert zu werden. Sie bot wieder das alte herzerfreuende Bild: die mit Grün bekränzten Leute schwenkten schwarz-weiß-rote Fähnlein, die zurückbleibenden Leute marschierten in Reih und Glied mit den ausziehenden, denen sie Waffen und Gepäck trugen und das Geleite bis zum Bahnhofe gaben. So durchzog die Truppe, in zwangloser und doch schöner Haltung, in Kolonnen von sechs bis acht Reihen, in denen hie und da auch einige Mädel mitmarschierten, unter Tücherschwenken und frohen Zurufen durch die Straßen des alten Argentoratum, um an die Front, an den Feind geführt zu werden.

Man rüstet sich in Deutschland für eine noch lange Dauer des Krieges, im Wirtschaftsleben und in der militärischen Vorbereitung. Und man rüstet sich militärisch und wirtschaftlich auch auf die Zeit nach dem Kriege. Die Jugendbewegung hat einen mächtigen Aufschwung genommen, überall schart und ordnet sich die Jungmannschaft, in den Jugendwehren, den Wandervögel- und Pfadfinder-Organisationen. Am Sonntag sah ich mehrere Kolonnen Pfadfinder unter Trommelschlag und Pfeifengetön durch Metz ausmarschieren, vom halbwüchsigen langen Jungen bis zum kleinen Knirps waren alle Altersstufen und Größen vertreten. Metz einzig zählt 600 Pfadfinder. Ein tüchtiges, schaffensfreudiges, kampffrohes und vaterlandsbegeistertes Geschlecht wächst heran, um nach dem Kriege die der deutschen Wehr- und Arbeitskraft geschlagenen Lücken zu ersetzen.

Die Stimmung des Heeres und der Bevölkerung kennzeichnet sich am richtigsten durch die Worte ernst und vertrauensvoll. Kein Verständiger verhehlt sich, daß noch Schweres zu vollbringen und Schweres zu ertragen ist. Daß Heer und Volk den Frieden herbeisehnen, wenn es ein ehrenvoller Friede ist, ist selbstverständlich. Das wird in den andern kriegführenden Staaten nicht anders sein. Die Kulturvölker Europas sind doch gewiß trotz allem keine Völker von Mördern geworden, die an der Menschenschlächterei Gefallen fänden. Aber von Kriegsmüdigkeit des deutschen Volkes im Sinne eines Nachlassens des Siegeswillens und der Kraft zum Durchhalten zu sprechen, wäre falsch. Die Opferfreudigkeit und der Wille, die durch Deutschlands geographische Lage und die feindlichen Absperrungs- und Aushungerungsmaßregeln hervorgerufenen notwendigen Entbehrungen in der Lebenshaltung zu tragen, sind unvermindert geblieben.

Führende Männer im Weltkrieg

32. von Gallwitz

Von General Körner, früher Generalstabschef der chilenischen Armee

Wem ist heute der Name des bewährten Armeeführers nicht geläufig, der im russischen Feldzug seine Truppen so oft zu Sturm und Sieg führte? Wer aber, abgesehen von „denen mit dem schwarzen Kragen, die den Donner tragen", kannte den Namen Gallwitz, als der Weltkrieg ausbrach? Und dennoch war die von seinem Träger bereits zurückgelegte Laufbahn durchaus keine alltägliche, sondern im Gegenteil besonders geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und hohe Erwartungen für die Zukunft zu erwecken.

Sohn eines Mannes, der im Dienste des Steuerfachs den Ruf unverrückbarer Pflichterfüllung und bedingungsloser Zuverlässigkeit erworben hatte, lernte er bereits in der Kinderstube, daß der Mensch nur das gilt, was er leistet, und in der Schule erwies er sich als seines Vaters würdiger Sohn. Ohne ein „Streber" zu sein, der seine Mitschüler übertrumpfen will, zeichnete er sich vor allen dadurch aus, daß er kein persönliches Opfer scheute, um seiner Schülerpflicht zu genügen. Bescheidener in seinem Auftreten, als die heranwachsende Jugend auch schon damals — er ist am 2. Februar 1852 in Breslau geboren — im allgemeinen war, war er still und zurückhaltend, ohne scheu und furchtsam zu sein, drängte sich niemand auf und hatte trotzdem, wie ein Schulkamerad erklärt, „bessere und vor allem beständigere Freunde als viele andere, die mit allen Mitteln um Freundschaft warben. Er gewann eben um so mehr an Wert, je mehr man ihn kennen lernte; und ihn kennen zu lernen war nicht schwer, weil er zu stolz oder zu ehrlich war, um sich verstellen zu können."

„Ich rede aus eigener Erfahrung," sagt derselbe Gewährsmann, „denn ich bin jahrelang sein Bankgenosse gewesen. Meine besten Arbeiten waren die von ihm abgeschriebenen oder von ihm durchgesehenen und verbesserten."

Am 13. August 1870 trat Gallwitz mit ruhmvoll erlangtem Reifezeugnis als „Offiziersaspirant" in das 9. Feldartillerieregiment ein, wurde im Jahre 1872 zum Sekondeleutnant befördert, 1878 zur Kriegsakademie kommandiert, und 1881 zum Premierleutnant befördert. Im nächsten Jahre wurde er zum Adjutanten der II. Feldartilleriebrigade ernannt, aber schon 1883 zur Dienstleistung im Generalstabe kommandiert, und mit dieser Kommandierung, die damals an und für sich für einen Artillerieoffizier noch eine seltene Auszeichnung bedeutete, begann seine Karriere. Denn schon im Jahre 1885 war er Hauptmann im Großen Generalstabe, im nächsten Jahre im Generalstab des 2. Armeekorps und 1887 ins Kriegsministerium versetzt. Im Jahre 1890 wurde er Batteriechef im 27. Feldartillerieregiment, 1891 als Major wieder in den Generalstab versetzt, 1895 zum Abteilungskommandeur im II. Feldartillerieregiment ernannt und 1896 zum Oberstleutnant befördert. Das Jahr 1897 sah ihn als Abteilungschef im Kriegsministerium und 1899 wurde er unter Ernennung zum Obersten zum Kommandeur des 76. Feldartillerieregiments, 1901 zum Kommandeur der 29. Feldartillerie-Brigade ernannt. Das Jahr 1902 brachte ihm bereits die Ernennung zum Generalmajor, und ein Jahr später wurde er zum Direktor des Armeeverwaltungsdepartements im Kriegsministerium ernannt. 1906 zum Generalleutnant und Kommandeur der 15. Division in Köln.

Hatte er als Batteriechef, Abteilungs-, Regiments- und Brigadekommandeur Gelegenheit gehabt, das Kommando aller Artillerie-Einheiten zu führen, als Generalstabsoffizier den Dienst des Großen und des Truppengeneralstabes, als Hauptmann und Abteilungschef den höheren Verwaltungsdienst im Kriegsministerium praktisch kennen gelernt, als Direktor des wichtigsten Departements selbständig geleitet, so war es ihm nunmehr vergönnt, im Kommando der ersten aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Einheit die Sicherheit in der Führung dieses Verbandes zu gewinnen, die Feldherrneigenschaften erfordert und die Fähigkeit zur Führung der höheren Kommandos entwickelt.

Der hohen Auffassung seiner Pflichten und der einsichtsvollen Erkenntnis der Anforderungen des modernen Gefechts an die verschiedenen Waffen entsprang die arbeitsvolle, aber deshalb auch um so segensreichere Hingabe an die Ausbildung seiner Division in der gegenseitigen Ergänzung der Waffenwirkung im Gefecht, durch welche die Division zur Schlachteneinheit sich auswächst, die in der Lage ist, aus eigener Kraft allen vernünftigen Ansprüchen zu genügen. Sein Eifer für die Verwirklichung des Ideals der harmonischen Zusammenwirkung von Infanterie und Artillerie und sein rastloses Streben, dieses hohe Ziel praktisch zu erreichen, übertrug sich auch auf alle Grade der Truppe. Aber die Ruhe seines Charakters übertrug sich in demselben Maße, so daß keine Ueberreizung der Nerven eintrat, keine Ueberstürzung in der Arbeit und keine Ueberanstrengung der Leute, die das erstrebte Ergebnis der gemeinsamen Arbeit hätte in Frage stellen, vielleicht sogar vereiteln können. Mit stolzer Genug-

tung konnte er seinem Nachfolger im Jahre 1912 die Division mit der Erklärung übergeben: „Ich habe die Ehre, Euer Exzellenz eine Division zu übergeben, mit der mich jahrelange Arbeit und ehrliches Streben nach militärischer Vervollkommnung so geeint hat, daß mich die Trennung von derselben mit tiefer Trauer erfüllen würde, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß unser Allerhöchster Kriegsherr mich an anderer Stelle für nötiger hält; und ich tröste mich mit dem Bewußtsein, meine Pflicht treu erfüllt zu haben und eine Truppe zu übergeben, die ein kriegsbrauchbares Werkzeug und würdiges Glied des vaterländischen Heeres ist."

Der neue Wirkungskreis, für den ihn das Vertrauen seines Königs bestimmt hatte, führte ihn an die höchste Stelle seiner angestammten Waffe zurück, in die Inspektion der Feldartillerie, nachdem er schon vorher, am 4. November 1911, zum General der Artillerie befördert worden war. In der Inspektion erwartete ihn ein fruchtbares Arbeitsfeld, das seine Vorgänger sorgfältig vorbereitet hatten. Zwei Fragen von höchster Bedeutung harrten der Erledigung: die Reorganisation der Feldartillerie und die endgültige Feststellung der Vorschriften für deren Ausbildung, mit denen er schon während seiner Stellung im Kriegsdepartement beschäftigt gewesen war. Die Einreihung der Feldartillerie in den Divisionsverband, die zweckmäßige Einteilung der leichten Feldhaubitzen in die Regimenter, die Zuteilung der schweren zu den Feldtruppen während der größeren Uebungen und die Anbahnung der Zuziehung schwerer und schwerster Geschütze zu den Operationen des Feldheeres sind die Früchte seiner Tätigkeit, die ihre Ergänzung in der reglementarischen Festlegung der Grundsätze für die Ausbildung, besonders im Schießen, fanden. Der Ausbruch des Weltkrieges riß ihn aus dieser außerordentlich nutzbringenden Tätigkeit, deren Segen unsere Armee jetzt in so reichem Maße genießt, und führte ihn wieder an die Spitze fechtender Truppen unter dem Kommando unseres großen Russenbezwingers.

General der Artillerie v. Gallwitz
Phot. B. I. Z.

Als Kommandeur der rechten Flügelarmee in Ostpreußen hatte er die Verteidigung der Provinz gegen die von der unteren Narew-Linie ausgehenden russischen Angriffe zu übernehmen, während links von ihm der General der Artillerie v. Scholtz dieselbe Aufgabe der oberen Narew- und Bobr-Linie gegenüber zu erfüllen hatte. Die Festungen Rozan, Pultusk und Nowo-Georgiewsk boten den Russen einen so sicheren Schutz, daß sie ohne Gefahr für den Rückzug Angriffe gegen die preußische Grenze unternehmen konnten, namentlich, nachdem sie das schon verloren gewesene Prasnitz wiedererobert und zu einem vorgeschobenen Stützpunkt ausgebaut hatten. So verging der Winter 1914/1915 und die erste Hälfte des Jahres 1915 unter Verteidigungskämpfen, in Erwartung der Erfolge in Galizien und Polen. Erst Mitte Juli erfolgte der Befehl zum Angriff auf die Narew-Linie. In unaufhaltsamem Vormarsche erreichte dann Gallwitz bereits am 19. Juli den Narew, nahm die Festung Pultusk, schloß Nowo-Georgiewsk — „die uneinnehmbare" — auf dem rechten Weichselufer ein und stand am 7. August am rechten Ufer des unteren Bug, am 10., nach Ueberschreitung des Flusses auf dem linken Ufer, 60 Kilometer oberhalb der Stellung vom 7. August. Alle feindlichen Angriffe, die mit überlegenen Kräften und großer Heftigkeit von den Russen gegen ihn ausgeführt wurden, schlug er im Verein mit der Armee Scholtz — auf seinem linken Flügel — siegreich ab und veranlaßte durch die Wucht seines Vormarsches den Abzug der westlich von Warschau stehenden russischen Streitkräfte auf das rechte Weichselufer, so daß der gegen die Westfront von Warschau heranmarschierenden Armee des Prinzen Leopold von Bayern nicht der Widerstand entgegengesetzt wurde, der hätte erwartet werden müssen. Die Einnahme von Warschau, der Uebergang der Armee des Prinzen über die Weichsel und deren Vormarsch von Praga aus nach Osten fanden daher zunächst ohne schwere Kämpfe statt. Desto schwerere waren aber der Armee Gallwitz beschieden. Ihr Vormarsch gegen den Bug stieß tagtäglich auf erneuten Widerstand. Unausgesetzt fielen ihn zwischen Weichsel und Bug überlegene feindliche Streitkräfte an, und als er am Bug angelangt war und nun links von der Armee des Prinzen Leopold in östlicher Richtung in Marsch gesetzt wurde — links von ihm verblieb die Armee v. Scholtz in derselben Richtung im Marsch —, schwoll die Stärke des Feindes und dessen Widerstand von Tag zu Tag bedeutender an. Trotzdem erkämpfte er sich Schritt für Schritt den vorgeschriebenen Weg, erreichte am 22. die Linie Bialostok—Brest-Litowsk bei Bielsk, am 7. September den Rozana-Abschnitt südlich von Grodno. Und als 14 Tage später die Armee des Generaloberst v. Eichhorn den entscheidenden Angriff auf Wilna ausführte, waren es die Armeen v. Scholtz und v. Gallwitz, die in treuer Waffenbrüderschaft die aus allen Richtungen für den Verzweiflungsstoß zusammengerafften, zum Teil zusammengetriebenen, an Zahl erheblich überlegenen russischen Streitkräfte aufhielten, zersprengten und die russische Angriffskraft endgültig derartig brachen, daß sie auf der ganzen Front sich zum „eiligen Rückzug" entschließen mußten und nachdrücklichst verfolgt wurden.

Am 19. September erwähnte die amtliche Mitteilung des Großen Hauptquartiers über die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg zum letzten Male die Armee v. Gallwitz. Am 7. Oktober zählte sie die Meldung des österreichisch-ungarischen Generalstabes zum ersten Male als Bestandteil der unter dem Generalfeldmarschall von Mackensen von Norden her in Serbien einmarschierenden deutsch-österreichisch-ungarischen Heeresgruppe auf. Glänzend, wie die Ueberführung der Armee von dem russischen Kriegsschauplatze nach dem Donauufer östlich von Belgrad — völlig unbemerkt vom Gegner — stattgefunden hat, vollzog sich in den Tagen des 6., 7. und 8. Oktober der Uebergang über den Strom, so daß an dem Tage — 9. Oktober — an dem die Armee von Köveß die deutsche und österreichische Fahne in Belgrad hißte, links von ihr südlich der Donau,

beiderseits der Morawa und an zwei anderen Stellen Donauabwärts die Armee v. Gallwitz stand, bereit zum Vorgehen nach Süden.

Der Widerstand der Serben war heftig. Tägliche Kämpfe und schwieriges Gebirgsgelände ohne Wege hielten den Vormarsch auf. Aber bereits am 27. war die Armee, die mit der von Köveß nach rechts in steter Verbindung geblieben war, nach links in Fühlung durch Patrouillen mit der von Osten vorgerückten 1. bulgarischen unter General Bojadjeff. Der rechte Flügel stand Ende Oktober einen Tagemarsch im Nordwesten von Kragujevac, mit dem linken bei Krepoljin. Die bis dahin zurückgedrängten Serben waren in der rechten Flanke und im Rücken schon ernstlich durch die Bulgaren bedroht. Acht Tage später war Krusevac in Besitz genommen; der Gebirgskrieg zeigte sich in seiner ganzen Schwierigkeit. Aber bereits war die Gefechtsfühlung mit der Armee Bojadjeff hergestellt, mithin der linke Flügel wirksam geschützt.

Nach dem Falle von Nisch am 5. November begann die Einkreisung der Serben. Die Gefechte nahmen bereits den Charakter der Verfolgung an. Gallwitz marschierte auf Pristina. Links von der Armee Bojadjeff gingen die zweite und dritte bulgarische Armee schon im Rücken der serbischen Hauptarmee vor, deren Verbindung mit den von Saloniki vorgegangenen Franzosen und Engländern verhindernd. Die vierte bulgarische Armee unter Todoroff warf diese letzteren nach Süden zurück und verfolgte sie energisch nach der mit Griechenland vereinbarten neutralen Zone an der Grenze zu. Die Verteidigung von Pristina, von Norden her durch Gallwitz, von Osten her durch Bojadjeff angegriffen, kennzeichnete sich bereits als Nachhutkämpfe der durch das Amselfeld zurückweichenden Serben, dessen Zugänge Gallwitz am 22. erkämpft hatte. Nach der Einnahme von Pristina — am 24. —, der Vernichtung der letzten geschlossen auftretenden Reste der serbischen Hauptarmee und deren Flucht in die albanischen Grenzgebirge, wohin sie die bulgarischen Armeen verfolgten, hatte die Armee von Gallwitz keinen Feind mehr vor sich.

Die serbische Armee existierte als solche nicht mehr. Von der wahrscheinlichen Stärke von 250 000 Mann waren mehr als 100 000 gefangen. Nach der Eroberung von 502 Geschützen besaßen die vor der Armee von Köveß nach Montenegro geflohenen und die nach Albanien geworfenen Trümmer nur noch sehr wenig Artillerie und sonstiges Kriegsmaterial.

Der Feldzug gegen die serbische Armee war beendet, das Land erobert.

Die Leistungen der Armee von Gallwitz dürfen aber nicht allein nach ihren Gefechtserfolgen beurteilt werden. Seit dem 9. Oktober bis zum 24. November hat sie die Strecke von der Donau bis nach Pristina zurückgelegt, die in der Luftlinie allerdings nur etwas mehr als 250 Kilometer beträgt, aber durch die Unwegsamkeit des gebirgigen Geländes und die Unbilden des harten Winters dem Marsche, der Unterbringung und Verpflegung sowie der Fortbewegung des Nachschubes außerordentliche Schwierigkeiten bereitete, so daß deren Ueberwindung der Truppe und Führung ein so glänzendes Zeugnis ausstellt, daß nicht daran gezweifelt werden kann, daß sie den weiteren Aufgaben, die ihnen gestellt werden, gewachsen sein werden.

Oesterreich-Ungarns schwere Motormörser

Von Hauptmann W. Slawkowsky

Oesterreich-Ungarns schwere Motormörser wurden im Auftrag der Heeresverwaltung bei der Firma Skodawerke in Pilsen konstruiert und haben im Laufe der mehrjährigen Versuche und Erprobungen, unterstützt durch die Mitarbeit des Technischen Militärkomitees, jene Ausführung angenommen, in der sie sich in diesem Kriege so hervorragend bewährt haben.

Eine österreichisch-ungarische Mörserbatterie besteht aus mehreren Mörsern und dementsprechendem Fahrpark. Das Geschütz wird geteilt fortgebracht. Das Material ist das ausgesucht beste, wodurch eine lange Lebensdauer des Geschützes verbürgt wird. Wir haben heute beispielsweise schon Rohre, die gegen 2000 Schuß verfeuert haben und deren Präzision noch in keiner Weise nennenswert gelitten hat. Die Zusammensetzung des in Teile abmontierten Geschützes erfolgt in kürzester Zeit. Die Fortbringung des Geschützes wird durch schwere Spezialautomobile bewirkt. Diese Kraftwagen besitzen Vierräderantrieb. Das Gewicht eines solchen Zugwagens beträgt vollausgerüstet und bemannt fast 15000 Kilogramm. Jeder Batterie ist noch ein Seilwindewagen beigegeben; er ist gleicher Konstruktion wie die Zugwagen für die Mörser, besitzt jedoch an Stelle des Ladekastens eine große, vom Motor betriebene Seilwinde mit 200 Meter langem, starkem Drahtseil; dieser Seilwindewagen wird beim Passieren schwieriger Stellen und insbesondere bei der Instellungbringung der Mörser abseits der Straße mit Erfolg verwendet. Der Seilwagen, der ein annähernd gleiches Gewicht wie der beladene Mörserzugwagen besitzt, ist mit einer Anhängevorrichtung versehen und kann daher auch als Reservezugwagen sowie als Vorspannwagen verwendet werden.

Außerdem gehört zu einer Batterie, wie erwähnt, ein entsprechender Fahrpark, der sich aus starkmotorigen Selbstträgern mit Anhängewagen, sogenannten Zehn-Tonnen-Lastzügen, zusammensetzt, auf denen Batteriebaumaterial, Ausrüstungsgegenstände, Munition, Verpflegung und die Mannschaft der Batterie fortgebracht werden. Jeder Mörserbatterie ist weiter ein Batteriekommandantenwagen (42 Pferdekräfte, achtsitziger Personenkraftwagen) und ein Kleinauto (25 Pferdekräfte, viersitzig) beigegeben. Schließlich besitzt jede Batterie einen Werkstättenkraftwagen samt Anhänger mit kompletter Einrichtung zum Drehen, Fräsen, Hobeln, Bohren und Schleifen und einen dreistufigen Luftkompressor, alles mit elektrischem Antrieb, dann Schmiede, autogenen Schweißapparat, Werk- und Hobelbank, sowie alle nötigen Handwerkzeuge und Reparaturmaterialien, schließlich eine komplette Zelteinrichtung. Den zum Betrieb und zur Beleuchtung notwendigen elektrischen Strom liefert ein fünf- bis sechspferdekräftiges Benzin-Elektro-Stationäraggregat und bei einer Betriebstörung desselben der Wagenmotor, bzw. der im Wagenrahmen eingebaute Dynamo.

Die Munition, die nach Entwürfen des Technischen Militärkomitees bei Spezialfirmen erzeugt wird, hat dem Kaliber entsprechende Dimensionen. Eine Bombe ist weit über halbe Mannshöhe hoch und hat reichlich das Gewicht von sechs erwachsenen Männern. Die Schußweiten sind derart, daß die Gegner nur in den seltensten Fällen den Standort einer Batterie ausfindig machen können. Wohl nur dem feindlichen Flieger bleibt es vorbehalten, die Batterie zu entdecken, und dieser Ausspähung wissen die Kanoniere durch Maskierung wirksam zu begegnen.

Zur Leitung des Feuers ist Telephonmaterial in ausreichendem Maße vorhanden, denn von den Geschützen aus ist das Ziel der großen Entfernungen und vielfacher Deckungen wegen nie zu sehen. Die Richtung erfolgt immer indirekt, in den meisten Fällen nach der Nordrichtung, die schon vor dem Einbau der Geschütze genau ausgesteckt wird. Der Batteriekommandant sowie seine Beobachtungsoffiziere befinden sich auf einem guten Aussichtspunkte, häufig hart am Feinde in der ersten Schützenlinie, ja manchmal selbst vor dieser; ersterer ist einerseits mit der Batterie, andererseits mit seinen Beobachtungsoffizieren sowie mit dem höheren Artilleriekommando telephonisch verbunden, so daß eine fortwährende Leitung und auch einheitliche Artilleriewirkung gesichert erscheint.

Die Wirkung der Bomben ist gegen die aktiven wie passiven Kampfmittel des Gegners gewaltig, der moralische Effekt wahrhaft erschütternd. In Rußland und in Galizien habe ich innerhalb feldmäßig angelegter feindlicher Stützpunkte Bombenkrater bis 12 Meter Durchmesser und über 3 Meter Tiefe gesehen. Gegen Mauerwerk und gegen Beton wirken die Bomben heftig zerstörend. Schwere Batterien sah ich bei Nowogeorgiewsk durch Einschlag zweier Bomben vernichtet. Nach Aussagen von Kriegsgefangenen ist die Wirkung auf den Menschen niederschmetternd, und das Ausharren in diesem Feuer nervenzerrüttend und gänzlich entmutigend. Treffer in Gebäuden bewirken für gewöhnlich eine gänzliche Zerstörung. Selbst die modernsten und stark gebauten Forts widerstehen einer anhaltenden Beschießung auf die Dauer nicht und werden in jedenfalls viel kürzerer Zeit niedergekämpft, als die Erbauer bei Anlage der Befestigung es erwarteten.

(„Streffleurs Militärblatt.")

Der Brief nach Hause

Wie man den Spionen das Handwerk erleichtert

Recht eindringlich und wirksam zeigt in der trefflichen Liller Kriegszeitung der Gefreite Pesch, wie mancher oft aus Unverstand den Spionen ihr Handwerk erleichtert. Er schreibt:

Den Schaden, den ein Spion anrichten kann, vermag oft eine ganze Armee mit wochenlangem Schießen und Kämpfen nicht wieder gutzumachen. Darum muß man mit allen Mitteln trachten, des Spions habhaft zu werden und ihm sein Handwerk so schwer wie möglich zu machen.

Dazu sollst auch Du helfen, Kamerad, und wenn Du, wie ich bereits voraussehe, verwundert fragst: „Ich? Ich komme doch mit keinem Spion zusammen? Und wenn: mich sollt' mal einer fragen, dem würde ich eine Antwort geben, eine sehr deutliche", und Du siehst Dich schon in Gedanken mit dem Spion ringen und rufen: „Halt! Ein Spion!" und ihn triumphierend „abliefern". Da bist Du schon wieder auf dem Holzwege, denn der Spion hat's ja gar nicht nötig, Dir nachzulaufen. Der ist nicht so dumm. Der „Herr Spion" sitzt ganz gemütlich, während Du im Schützengraben um Dein Leben kämpfst, in Deiner Vaterstadt im Kaffeehaus, trinkt Kaffee und schmaucht Zigarren und beglückwünscht Deinen lieben Herrn Vetter zu dem „Eisernen", das Du erhalten. Du hast es ja Deinem Herrn Vetter freudig im letzten Briefe mitgeteilt, und daß Du Dir das Kreuz bei den letzten Kämpfen bei N. verdient hast, da, wo Ihr noch immer liegt, und Du gehörst zum Xten Armeekorps, und er freut sich mit Deinem Vetter, daß Du Deinen alten Jugendfreund endlich getroffen hast, der bei den Xten Ulanen steht und zum Xten Korps gehört, das nun auch hier liegt, während es doch bisher in Rußland war. Und der Spion tröstet den Freund Deines Vetters, dessen Sohn um warme Sachen bat, weil sein Korps nächster Tage nach Rußland kommt, und den jungen Kellner, der gerade frische Gläser bringt, den fragt er teilnehmend: „Nun, hat Ihr Herr Bruder wieder was hören lassen? Wird ihm doch nichts passiert sein?" Und erleichtert erwidert der Kellner: „Gott sei Dank! Nein! Gestern erhielt ich eine Karte von ihm. Sie dürfen noch nicht schreiben, weil sie auf dem Wege nach Serbien sind, aber er hat die Karte einem heimfahrenden Urlauber mitgegeben." Und der Bruder des Kellners ist Ordonnanz beim Kommandierenden des Xten Korps, und wenn die Ordonnanz des Kommandierenden des Xten Korps auf dem Wege nach Serbien ist, so wird schon der Herr Kommandierende auch dabei sein, und wenn das Korps nach Serbien geht, dann kann's nicht mehr da sein, wo's war — merkst Du jetzt was?

Und wenn nur in jeder großen Stadt ein solcher harmlos scheinender Spion sitzt, dann hilft unseren großen Heerführern alle Schlauheit und List nichts. Dann können sie nichts tun, was nicht der Feind gleich wüßte, und was das heißt, das hast Du wohl schon selbst erfahren: wenn Ihr einen Angriff machen solltet und der Feind hat schon darauf gewartet, weil er es wußte, daß Ihr kommen würdet. Wie leicht ging's, wenn er überrascht wurde, nicht die Hälfte der Opfer war nötig.

Was ich hier angeführt habe, ist nur ein Beispiel, und deren gibt es Tausende und aber Tausende. Denk' nur mal nach, was alles Du schon heimgeschrieben in dem Sinne, in dem ich es meine, und betroffen wirst Du sagen: „Daran habe ich noch gar nicht gedacht, wie gefährlich das ist!"

Aber wenn Du in Zukunft daran denkst, lieber Kamerad, daran denkst bei jedem Briefe, jeder Karte, die Du in ruhigen Stunden in die Heimat sendest, an Deine Lieben zu Hause, Deine Freunde und Bekannten, dann leistest Du dem Vaterlande dieselben Dienste, als wenn Du in heißem Kampfe Kugel um Kugel dem Feinde entgegensendest, dann hilfst Du unsern großen Heerführern ihre großen Aufgaben zu vollenden, deren Gelingen nur möglich ist, wenn Du, ich und wir alle schweigen können.

Und das ist doch nicht so schwer, nicht wahr?

Die unzerstörten deutschen Städte

Von Hans Kyser

Ich stand jüngst — nicht zum erstenmal — zwischen den traurigen Mauern einer zerstörten Stadt. Ich habe in den ersten Septembertagen nach der Schlacht bei Tannenberg noch Soldau rauchen und Hohenstein brennen gesehen. Damals konnte ich vor Ergriffenheit nichts sprechen.

Aber die Gewohnheit macht stark. Ruhiger gehe ich durch Stallupönen. Neben der Straße stehen hochgehäuft die Ziegelreste der Stadt. Russische Gefangene in langem, schleppendem Zug ziehen die schuttbeladenen Loren, die deutsche Bedienungsmannschaft faßt mit an. Ich sehe im Staubwind den Himmel weiß und blau durch die leeren Fenster schimmern, im Postgebäude liegt das Telephongestänge zwischen den schwarzgebrannten Mauern eingeklemmt wie eine große eiserne Libelle, die sich aus dem freien Luftmeer hier jämmerlich verfangen hat. Ich will Schmerz empfinden, obwohl die phantastisch ausgezackten Mauerreste von großartiger Schönheit sind; ich schlage im Geist wieder das Buch des Krieges auf, jene Seite, auf der unsere Trauer um unsere zerstörten ostpreußischen Städte steht. Aber ich fühle plötzlich Glück, nichts als dankbares Glück: ich sehe die Schönheit der unzerstörten deutschen Städte und Dörfer. Mit neuen Augen. Der Duft der westpreußischen Heimat, die so nahe der Grenze mich unberührt empfing, umfängt mich. Ich stehe auf dem Schloßberg der Heimatstadt, blicke über die Weichsel, den erhabenen Strom, in die fruchtbarste Niederung, die kleinen, sauberen Uferstädte steigen im Glas auf, helle Dörfer leuchten, Friedensblicke überall. Ich sehe den Weg zurück, den ich vom Süden Deutschlands bis an den äußersten Norden machen mußte, um zur ersten zerstörten Stadt zu kommen. Ein Festzug arbeitsfroher, hochgeschmückter, dankbarer Frauen schreitet mir entgegen. Es sind die unzerstörten deutschen Städte und Dörfer, die zu ihrer trauernden Schwester kommen, die hier im Staube liegt. Sie haben die Hände voll Gaben des Fleißes und der Liebe.

Das Buch des Krieges ist noch nicht zu Ende geschrieben; täglich fließt lebendiges Blut, und die Seiten füllen sich. Es ist auch noch nicht zu Ende gelesen, wenn auch die Bilder und Zeichen kaum noch wechseln. Gehe jeder durch seine Heimatstadt, und wenn sie keine andere Schönheit hätte als dazusein, ungetroffen von jedem Greuel des Krieges, es gibt keine höhere über dieser.

Instruktionsstunde. „Sagen Sie mal, Stachotzky, woran erkennen Sie einen Sanitätsoffizier?" „Er trägt auf den Achselstücken eine Impfspritze mit einem Bandwurm drum!" (Lustige Blätter)

*

Polizeistunde. Im Schwabenland, in einem kleinen Städtchen, ist schon um 11 Uhr Polizeistunde. Kam da auch neulich wenige Minuten nach 11 Uhr der Schutzmann: „'s isch Feierabend, meine Herre!" Einer, der ihn gut kennt, rief: „Mer trinke grad noch unser Schöppele aus!" Und der Brave nickte wohlwollend: „Awer Ihr müßt dann au wirklich gehe; i kann nämlich nimme komme: i han e wehe Füß". (Jugend)

Frommer Wunsch. Mit meinen Schülern stehe ich von Kriegsbeginn an in regem Briefwechsel, der sich nach meiner Verwundung noch lebhaft steigerte. Als ich ihnen endlich meine Genesung mitteilen konnte, erhielt ich von einem meiner Quintaner im Namen der Klasse das folgende Antwortschreiben: „Lieber Herr Doktor! Wir freuen uns alle sehr, daß Sie nun wieder hergestellt sind und bald wieder ins Feld ziehen werden, um den Heldentod für das Vaterland zu erleiden. Herzliche Grüße Ihr N. N."

*

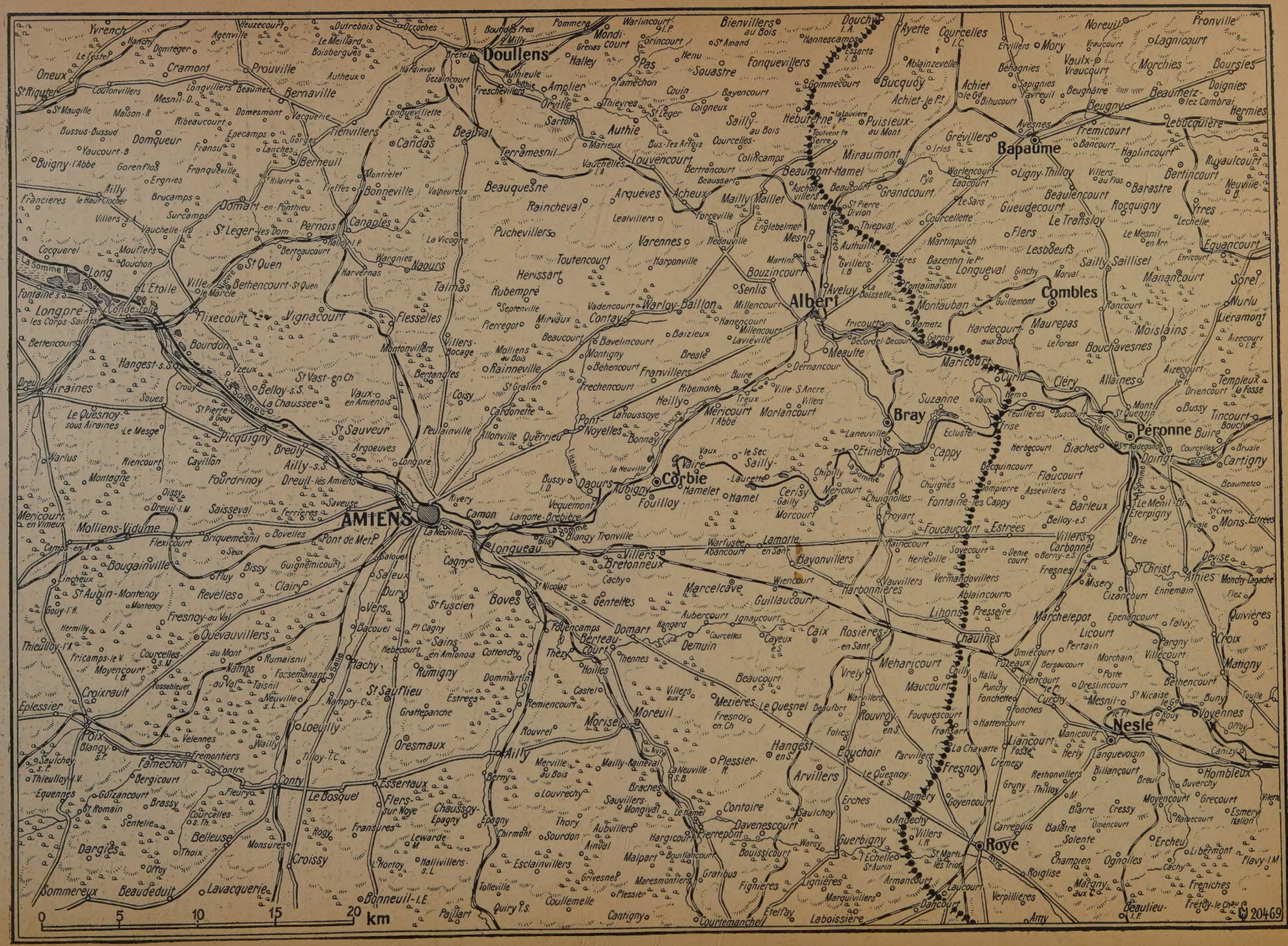
Gebildet. Ich habe einen Burschen aus Niederbayern, der spricht Deutsch und Französisch gleichzeitig. Wenn ich ihm einen Befehl gebe, sagt er jedesmal: „Jawui, Herr Leitnant."

*

Der neue Rock. Ein eben eingezogener Zivilarzt begegnet auf der Straße einem Soldaten, der ein Paket trägt. Der Soldat macht die vorgeschriebene Ehrenbezeugung durch Vorbeigehen in strammer Haltung, wobei er den Vorgesetzten ansieht. Der Arzt ruft ihn zurück und fragt: „Warum sehen Sie mich so erstaunt an, sitzt meine Mütze schief?"

*

Instruktionsstunde. „Also, Leute, merkt's Euch doch endlich mal: es gibt nur zweierlei horsamst, nämlich bittege- und meldege-!" (Simplicissimus)



Das Kampfgebiet an der Somme

Mutmaßliche Frontlinie

Druck und Verlag: Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau, Berlin-Tempelhof.
Bestellungen bei den Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22/26.